



This is a digital copy of a book that was preserved for generations on library shelves before it was carefully scanned by Google as part of a project to make the world's books discoverable online.

It has survived long enough for the copyright to expire and the book to enter the public domain. A public domain book is one that was never subject to copyright or whose legal copyright term has expired. Whether a book is in the public domain may vary country to country. Public domain books are our gateways to the past, representing a wealth of history, culture and knowledge that's often difficult to discover.

Marks, notations and other marginalia present in the original volume will appear in this file - a reminder of this book's long journey from the publisher to a library and finally to you.

Usage guidelines

Google is proud to partner with libraries to digitize public domain materials and make them widely accessible. Public domain books belong to the public and we are merely their custodians. Nevertheless, this work is expensive, so in order to keep providing this resource, we have taken steps to prevent abuse by commercial parties, including placing technical restrictions on automated querying.

We also ask that you:

- + *Make non-commercial use of the files* We designed Google Book Search for use by individuals, and we request that you use these files for personal, non-commercial purposes.
- + *Refrain from automated querying* Do not send automated queries of any sort to Google's system: If you are conducting research on machine translation, optical character recognition or other areas where access to a large amount of text is helpful, please contact us. We encourage the use of public domain materials for these purposes and may be able to help.
- + *Maintain attribution* The Google "watermark" you see on each file is essential for informing people about this project and helping them find additional materials through Google Book Search. Please do not remove it.
- + *Keep it legal* Whatever your use, remember that you are responsible for ensuring that what you are doing is legal. Do not assume that just because we believe a book is in the public domain for users in the United States, that the work is also in the public domain for users in other countries. Whether a book is still in copyright varies from country to country, and we can't offer guidance on whether any specific use of any specific book is allowed. Please do not assume that a book's appearance in Google Book Search means it can be used in any manner anywhere in the world. Copyright infringement liability can be quite severe.

About Google Book Search

Google's mission is to organize the world's information and to make it universally accessible and useful. Google Book Search helps readers discover the world's books while helping authors and publishers reach new audiences. You can search through the full text of this book on the web at <http://books.google.com/>



Über dieses Buch

Dies ist ein digitales Exemplar eines Buches, das seit Generationen in den Regalen der Bibliotheken aufbewahrt wurde, bevor es von Google im Rahmen eines Projekts, mit dem die Bücher dieser Welt online verfügbar gemacht werden sollen, sorgfältig gescannt wurde.

Das Buch hat das Urheberrecht überdauert und kann nun öffentlich zugänglich gemacht werden. Ein öffentlich zugängliches Buch ist ein Buch, das niemals Urheberrechten unterlag oder bei dem die Schutzfrist des Urheberrechts abgelaufen ist. Ob ein Buch öffentlich zugänglich ist, kann von Land zu Land unterschiedlich sein. Öffentlich zugängliche Bücher sind unser Tor zur Vergangenheit und stellen ein geschichtliches, kulturelles und wissenschaftliches Vermögen dar, das häufig nur schwierig zu entdecken ist.

Gebrauchsspuren, Anmerkungen und andere Randbemerkungen, die im Originalband enthalten sind, finden sich auch in dieser Datei – eine Erinnerung an die lange Reise, die das Buch vom Verleger zu einer Bibliothek und weiter zu Ihnen hinter sich gebracht hat.

Nutzungsrichtlinien

Google ist stolz, mit Bibliotheken in partnerschaftlicher Zusammenarbeit öffentlich zugängliches Material zu digitalisieren und einer breiten Masse zugänglich zu machen. Öffentlich zugängliche Bücher gehören der Öffentlichkeit, und wir sind nur ihre Hüter. Nichtsdestotrotz ist diese Arbeit kostspielig. Um diese Ressource weiterhin zur Verfügung stellen zu können, haben wir Schritte unternommen, um den Missbrauch durch kommerzielle Parteien zu verhindern. Dazu gehören technische Einschränkungen für automatisierte Abfragen.

Wir bitten Sie um Einhaltung folgender Richtlinien:

- + *Nutzung der Dateien zu nichtkommerziellen Zwecken* Wir haben Google Buchsuche für Endanwender konzipiert und möchten, dass Sie diese Dateien nur für persönliche, nichtkommerzielle Zwecke verwenden.
- + *Keine automatisierten Abfragen* Senden Sie keine automatisierten Abfragen irgendwelcher Art an das Google-System. Wenn Sie Recherchen über maschinelle Übersetzung, optische Zeichenerkennung oder andere Bereiche durchführen, in denen der Zugang zu Text in großen Mengen nützlich ist, wenden Sie sich bitte an uns. Wir fördern die Nutzung des öffentlich zugänglichen Materials für diese Zwecke und können Ihnen unter Umständen helfen.
- + *Beibehaltung von Google-Markenelementen* Das "Wasserzeichen" von Google, das Sie in jeder Datei finden, ist wichtig zur Information über dieses Projekt und hilft den Anwendern weiteres Material über Google Buchsuche zu finden. Bitte entfernen Sie das Wasserzeichen nicht.
- + *Bewegen Sie sich innerhalb der Legalität* Unabhängig von Ihrem Verwendungszweck müssen Sie sich Ihrer Verantwortung bewusst sein, sicherzustellen, dass Ihre Nutzung legal ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass ein Buch, das nach unserem Dafürhalten für Nutzer in den USA öffentlich zugänglich ist, auch für Nutzer in anderen Ländern öffentlich zugänglich ist. Ob ein Buch noch dem Urheberrecht unterliegt, ist von Land zu Land verschieden. Wir können keine Beratung leisten, ob eine bestimmte Nutzung eines bestimmten Buches gesetzlich zulässig ist. Gehen Sie nicht davon aus, dass das Erscheinen eines Buchs in Google Buchsuche bedeutet, dass es in jeder Form und überall auf der Welt verwendet werden kann. Eine Urheberrechtsverletzung kann schwerwiegende Folgen haben.

Über Google Buchsuche

Das Ziel von Google besteht darin, die weltweiten Informationen zu organisieren und allgemein nutzbar und zugänglich zu machen. Google Buchsuche hilft Lesern dabei, die Bücher dieser Welt zu entdecken, und unterstützt Autoren und Verleger dabei, neue Zielgruppen zu erreichen. Den gesamten Buchtext können Sie im Internet unter <http://books.google.com> durchsuchen.

A 3447.117

Harvard College Library

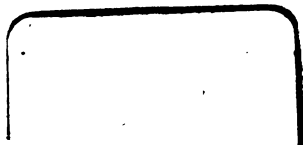


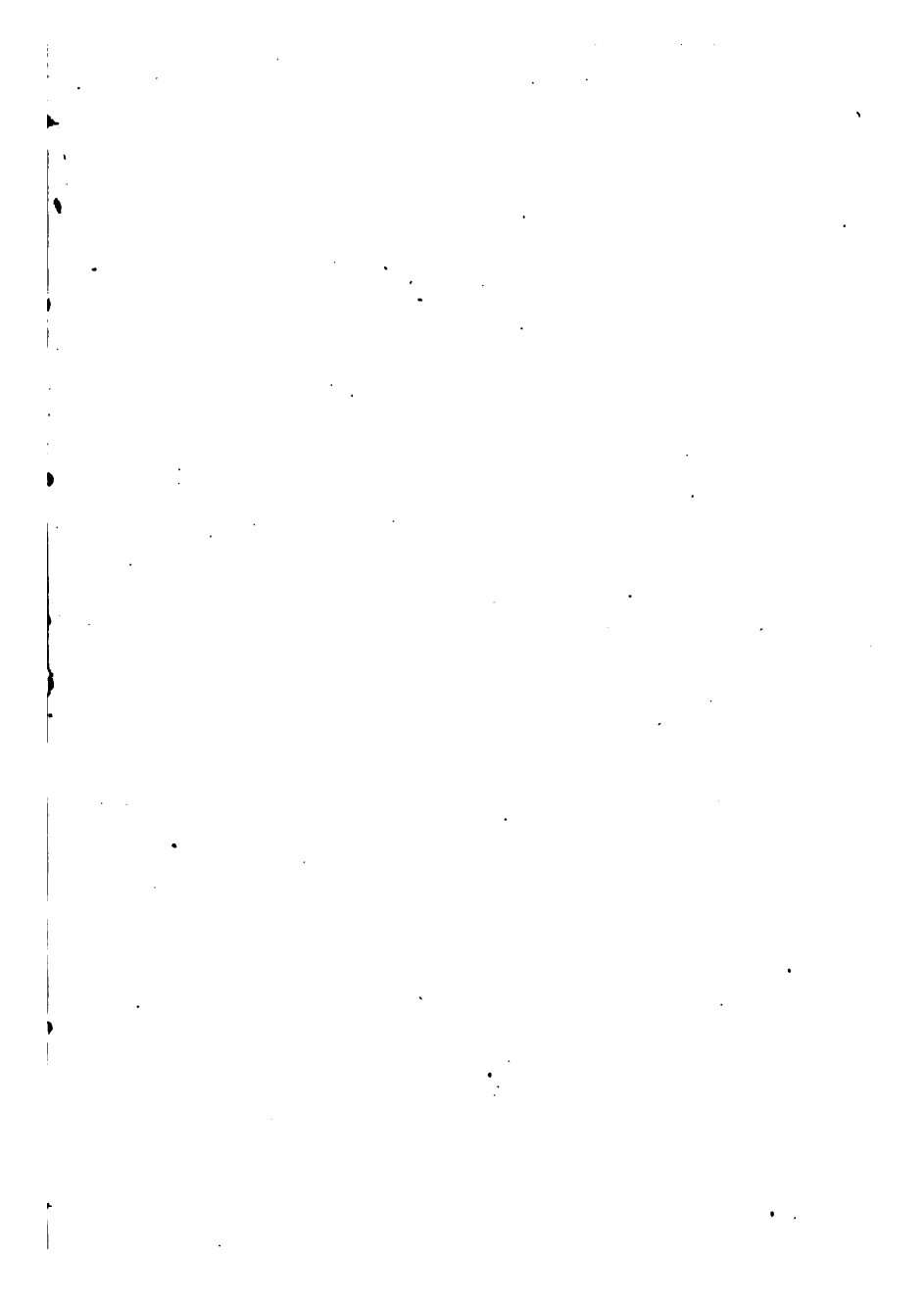
FROM THE FUND

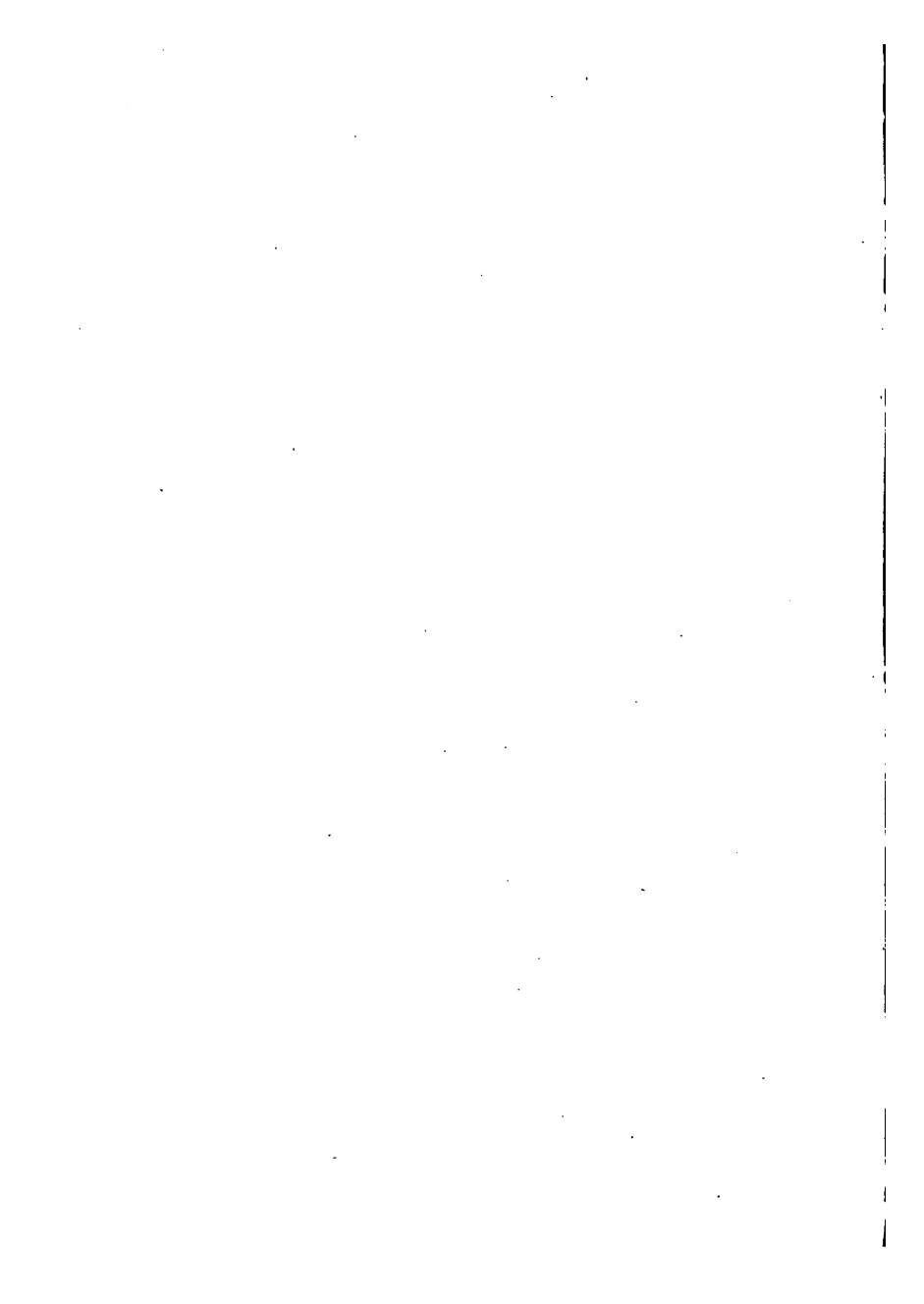
FOR A

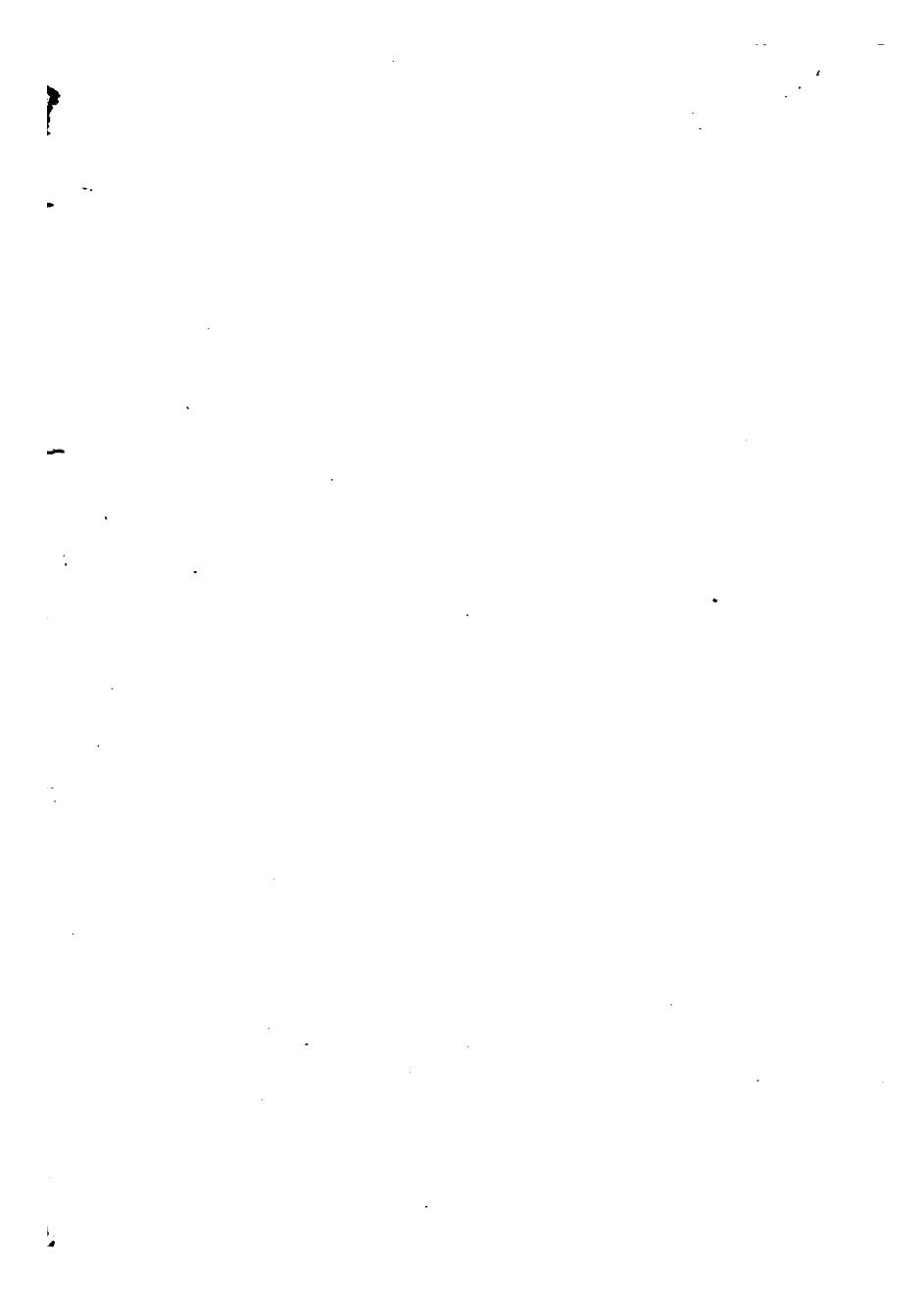
**PROFESSORSHIP OF
LATIN-AMERICAN HISTORY AND
ECONOMICS**

ESTABLISHED 1913










Untermwegs und Dahsinn.

I. Serie. 11. Band.



Aus dem Tagebuch
eines französischen Offiziers
in Mexiko.

Bearbeitet von
Julius von Wickedede.



Leipzig & Stuttgart.
Verlag von Otto Bursfürst.
1864.

o

Aus dem Tagebuch
eines französischen Offiziers
in Mexiko.

Bearbeitet

von

Julius von Wikedde.

~~~~~

Das Recht der Uebersetzung in fremde Sprachen ist vorbehalten.



Leipzig & Stuttgart.  
Verlag von Otto Pufpürst.  
1864.




✓ SA 3447.117.



*Latin-American  
Professorship fund*

Druck von E. Greiner in Stuttgart.

us dem neueroberten Mexiko, von dessen Thürmen  
siegreich unsere ruhmgekrönten französischen Fahnen  
flattern, sende ich Dir meine Tagebücher in das ferne  
Deutschland. Seit wir Beide zusammen die milden, mond-  
schein hellen Nächte an den hochflammenden Wachtfeuern in  
der Kabylie verbrachten, wo unsere nächtliche Ruhe so häufig  
von dem wilden Geheul der uns mit Ungeßüm angreifen-  
den Feinde gestört wurde, daß wir zuletzt es vorzogen,  
statt den vergeblichen Versuch zum Schlaf zu machen, uns  
die Stunden durch ein heiteres Geplauder zu verkürzen;  
welche Fülle der wechselvollsten Begebenheiten haben wir in  
den dazwischenliegenden Jahren erlebt! Und nun gar die eines  
französischen Soldaten des Kaisers Napoleon! Wie müssen  
wir dem Beherrscher Frankreichs dafür danken, daß sein  
Befehl uns eine so reiche Laufbahn des Ruhmes und der  
militärischen Ehren angewiesen hat.

Wenn auch manche ruhige Friedensfreunde unseres steten  
Krieges überdrüssig sein mögen, oder schreiblustige Journa-  
listen und geschwätzige Deputirte es zu wagen versuchen,  
ihre Stimme gegen alle diese Feldzüge zu erheben; was küm-  
W i e b e. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 1

mert sich wohl der Kaiser um all dies mißtönende Geschrei, wie lächerlich kommen uns, seinen Soldaten, die Oppositionsredner und Schreiber vor, deren ganzes Getreibe auf das Heer nicht die allermindeste Wirkung äußert. La belle France war durch die schwache patriarchalische Regierung der Bourbons, welche nur auf den Rath verlebter Höflinge oder stupider Pfaffen hörten und nun gar durch diesen sogenannten parlamentarischen Constitutionalismus von Louis Philipp, des Königs der Pariser Handschuhmacher und Schneider, etwas außer Fucht und Disciplin gekommen, und wir Soldaten konnten uns nur freuen, daß wieder ein kräftiger Mann aus dem stolzen Stamm der Napoleoniden mit energischer Hand die Herrscherzügel ergriff und dem Volke Ordnung und Gehorsam beibrachte. Haben wir doch jetzt wieder — wornach unser Herz sich stets sehnte, einen Kaiser der Soldaten, auf dem glänzenden Thron der Tuileries, und wird das Heer schon dafür sorgen, daß er im Innern gefürchtet, nach Außen aber geehrt wird. Und welchen Ruhm durften wir unter des Kaisers zwar noch kurzer, aber doch so sehr thatenreicher Regierung, unseren Fahnen schon wieder erlämpfen. Parbleu, ich danke fast täglich dem gütigen Geschick, daß es mich gerade so zur rechten Zeit geboren werden ließ, um alle diese vielen Feldzüge, in welchen wir bereits Siege erfochten haben, und hoffentlich in noch viel größerer Zahl künftig erfochten werden, als junger, lebenskräftiger Offizier mit durchmachen zu können. Wie unglücklich sind dagegen alle unsere Kameraden daran gewesen, deren erste Dienstzeit in diese schlechte Periode von 1815 bis 1830, die

traurigste von allen, welche Frankreich jemals erlebte, fiel. Auch unter Louis Philipp, dem Bantierskönige, gab es für Soldaten nur wenige Lorbeeren zu ersechten, wenn man sich nicht fort und fort von der afrikanischen Gluthonne schwarz brennen und immer nur gegen Kabylen, Hajuten, Beduinen und Maroccaner, und wie dies Gesindel noch weiter heißen mag, im Felde liegen wollte, was zuletzt bei der geringen Abwechslung doch etwas langweilig werden konnte. Welche Auswahl der verschiedensten Feldzüge, welche Mannigfaltigkeit der eigenthümlichsten Feinde hat uns jedoch unser Kaiser Napoleon schon verschafft, und welche Gunst des Schicksals für mich, daß ich an allen diesen Feldzügen persönlich Antheil nehmen durfte. Wie bin ich von allen meinen Kameraden deßhalb schon beneidet worden. Kaum 38 Jahre bin ich alt, zähle 18 Dienstjahre und darunter schon 11 Campaignen. Kann ein Offizier in der Mitte des 19. Jahrhunderts wohl Besseres verlangen? Und was für verschiedenartige Feinde gab es zu bekämpfen. Kaum hatte ich einige Jahre in Algerien gestanden und mich mit dessen wilden Söhnen herumgeschlagen, da hieß es für uns Juaven: fort auf die Schiffe und in die Türkei, um dort an den Russen den unglücklichen Feldzug von 1812 zu rächen. Weßhalb sonst dieser sogenannte „orientalische Krieg“ eigentlich geführt wurde, habe ich nie so recht ergründen können, und in Wahrheit gestanden, war dies mir auch so ziemlich gleichgültig. Wenn ich nicht irre, hieß es, wir sollten die Civilisation und Kultur der Türkei gegen die russische Barbarei beschützen. Nun nur immer zu! Hatten wir in der Kabylie

uns so recht braun einbrennen müssen, so erhielten wir während des Winters vor Sebastopol wieder hinreichende Gelegenheit, uns weiß zu bleichen. Sacristie, dieser Winter vor Sebastopol war in der That ein kaltes Vergnügen, und noch jetzt in der Erinnerung überläuft mich ein gelindes Frösteln, wenn ich daran zurückdenke. Und gar tüchtige Feinde, die wie Granitmauern oft standen, und welche man darniederschmettern mußte, wenn man sie besiegen wollte, waren die russischen Bataillone. Doch was konnte dem Ungestüm von uns französischen Soldaten auf die Länge wohl widerstehen? und so hatten wir denn zuletzt doch das Glück, unsere Fahnen auf dem erstürmten Malakoff-Thurme zu sehen. Diese Erstürmung des so muthvoll vertheidigten Sebastopols war in der That ein glorreicher Tag, den allein schon Jeder von uns, dem vergönnt war, daran theilnehmen zu dürfen, verdiente erlebt zu haben. Die glänzende Geschichte unseres Zuaventorps ist dadurch um eine ruhmreiche Seite vermehrt worden.

Von der Krim ging es abermals nach Algerien zurück, und daß wir in den nächsten drei Jahren uns nicht allzu sehr langweilten, und in der guten Gewohnheit des Kriegsführens blieben, dafür wußte der Kaiser durch die verschiedenen Expeditionen, welche er uns machen ließ, schon zu sorgen. In Algerien erhielten wir plötzlich die freudige Botschaft, daß wir nach Italien eingeschifft werden sollten, um dort den Italienern, welche sich nicht selbst helfen konnten, ein unabhängiges Königreich von den Oesterreichern zu erobern. Hurrah, das war denn eine gar prächtige Freude!

nachricht, und seit dem Sturmtage von Sebastopol hatten meine Zuaven ihr „vive l'empereur“ noch niemals wieder mit so stürmischer Begeisterung gerufen, als an diesem Tage, da wir den Befehl zur Einschiffung erhielten. Ich selbst war halb toll vor Jubel und Freude, daß es mir vergönnt sein sollte, auch noch in Italien, diesem Lande des Ruhmes für die französischen Waffen, wo unsere glänzendsten Schlachtfelder der Republik und des Kaiserreichs lagen, auf denen mein seliger Vater seine ersten Waffenthaten verrichtet, und zwar sein rechtes Auge und die linke Hand verloren, dafür sich aber auch den Orden der Ehrenlegion verdient hatte, zu kämpfen. Zwar hegte ich gegen die österreichische Armee selbst gar keine Feindschaft, ja zählte sogar von den drei Jahren her, die ich in Deutschland erzogen wurde, noch mehrere recht gute Freunde in deren Reihen — doch wie konnte dies Alles wohl im Allermindesten nur in Betracht kommen, sobald es galt, für den Ruhm und die Ehre der französischen Armee zu kämpfen. Nun in Italien ernteten wir wieder reiche Siegeslorbeeren, und erreichten in der kürzesten Zeit unsern Zweck vollkommen. Die einzelnen österreichischen Bataillone und Schwadronen raufte sich zwar, wie sich die österreichischen Offiziere so bezeichnend ausdrückten, vortrefflich, und es war mir eine Freude, so muthigen Gegnern gegenüberzustehen, allein die höhere Heeresleitung war miserabel, und von den oberen Generalen schienen Manche ihren Kopf gänzlich verloren zu haben, wenn sie überhaupt einen solchen jemals besessen hatten. So konnte es denn nicht fehlen, daß wir in allen Hauptschlachten entschieden siegten und in wenigen

Wochen schon durchsetzten, was sämmtliche Italiener, und hätten sie auch zehn Männer wie Garibaldi — der, beiläufig sei es gesagt, persönlich ein sehr muthiger Soldat und braver Mann, aber ein überspannter, oft halb unsinniger Politiker sein soll, in ebensoviel Jahren nicht erreicht hätten, nämlich die Lombardei gänzlich zu erobern.

Nur zu schnell machte der Friede von Villa franca unserer Siegeslaufbahn ein Ende und verhinderte uns, auch Venetien zu erobern. Nun, unser Kaiser, der Alles am besten weiß wie es geschehen soll, muß wohl seine gewichtigen Gründe dafür gehabt haben, warum er diesen plötzlichen Frieden schloß. Uns, seinen Soldaten, geziemt es, schweigend zu gehorchen und, wenn es befohlen wird, muthig zu kämpfen. Ein vergnügtes Leben war es aber für uns in dem neueroberten Mailand. Besonders die schönen, glutäugigen, vornehmen Mailänderinnen, diese reizenden Geschöpfe, die ganz wie zur Liebe geschaffen sind, nahmen uns französischen Offiziere mit offenen Armen auf, und wir feierten unter Gott Amors Fahnen bald nicht minder glänzende, dafür aber oft desto gefährlichere Siege, als wir so eben unter dem Banner des Mars ersochten hatten. Wären unsere Regimenter allzulange in der Lombardei geblieben, so hätte ihnen dies Land leicht ebenso gefährlich werden können, als es einst Capua den siegreichen Schaaren Hannibals gewesen sein soll.

Nur für mich selbst hatte dies keine Gefahr, denn wie dies bekannt, verließ ich bald Italien, und auch meine alten lieben Zuaven, mit denen ich nun schon über 10 Jahre

alles Leid und alle Freude so getreulich getheilt hatte, um zu einem der neuerrichteten Infanterieregimenter versetzt zu werden. Anfänglich war ich zwar über diese Versetzung in mancher Hinsicht gar nicht erfreut, allein wie bald sollte ich Ursache haben, vollkommen damit zufrieden zu sein. Kaum war ich einige Monate in Lyon, meiner neuen Garnison, und fing schon an, mich nicht wenig in dem strengen Garnisons- und Paradedienst, den uns der alte Marschall Castellane, dieser beste Exerciermeister der französischen Armee, mit Recht thun ließ, zu langweilen an, als plötzlich der Befehl kam, daß wir uns nach China einschiffen sollten. Das war denn doch eine eigenthümliche Expedition, die schon eine bunte Reihe von Abenteuern aller Art versprach. Gegen Babylon, Ruffen und Oesterreicher hatte ich schon vielfach gekämpft, nun sollte ich dies zur Veränderung auch einmal gegen schlizgaugige, langzöpfige, breitmaulige Chinesen thun. Fürwahr, es war dies ein verflucht gescheuter Gedanke unseres Kaisers, der es schon verdiente, daß ich ihm bei der Nachricht von unserer Einschiffung ein donnerndes „vive l'empereur“ brachte. Dank sei es meinem gründlichen geographischen Unterricht in der vierten Klasse der B . . . . Erziehungsanstalt in Dresden, wo der gute, lange Dr. N., eine wahre Mustergestalt eines deutschen Stubengelehrten, mit seiner näselnden Stimme in ächt pirnaischem Dialekt, der bis zu meiner Sterbestunde in meinen Ohren unvergeßlich bleiben wird, uns wilden, ungezogenen Rangen doch einige Kenntnisse einzubläuen versuchte, hatte ich wenigstens einen schwachen Begriff von China, und wußte ungefähr,



wo es lag. Ich ward beßhalb von meinen übrigen Kameraden förmlich als ein Muster von Gelehrsamkeit angestaunt, und galt in ihren Augen als ein zweiter Humbold. Von unseren Soldaten wußte jedoch Keiner auch nur eine Silbe mehr von China und den Chinesen, als ich vom Monde und dessen etwaigen Bewohnern, von denen — irre ich nicht, irgend ein deutscher Professor einmal ausgeklügelt hat, daß sie alle, gleich den Pavianen, vier Fuß lange Schwänze trügen. Nun diese geringe, oder richtiger wohl gar keine Kenntniß von China hinderte aber nicht, daß unser ganzes Bataillon den Befehl zum Abmarsch dahin mit der lebhaftesten Freude empfing. Wo werden französische Soldaten auch wohl weiter darnach fragen, in welchem Lande oder gegen welche Gegner sie kämpfen sollen, wenn es heißt: „Vorwärts gegen den Feind!“ Und wird es uns nicht stets genügen, wenn wir nur Gelegenheit finden, unseren Fahnen Ruhm und Ehre zu erkämpfen, alles Uebrige kann uns vollkommen gleichgültig sein.

Nun wie wir in China kämpften, und im Verein mit unsern zeitweiligen Bundesgenossen, aber keineswegs steten, festen Freunden, den Engländern, die chinesischen Forts am Peiho flusse erstürmten, ist Dir wohl bekannt genug. Und dann diese Besetzung und Ausplünderung des kaiserlichen Sommerpalastes bei Peking, wo manche unserer Soldaten in wenigen Stunden so reiche Beute erwarben, daß sie solche unter anderen Verhältnissen in ihrem ganzen Leben niemals hätten verdienen können. Es war trotz mancher Entbehrungen doch eine ungemein lustige Zeit, welche wir in China

verlebten, und nicht um vieles Geld möchte ich die Erinnerung hieran missen. Und was für komische Feinde waren diese Chinesen, obgleich mitunter ihre barbarischen Soldaten mit vieler Tapferkeit sich schlügen.

Nun, war dies eine Jahr, welches ich in China verlebte, auch amüsant genug, so hätte ich doch nicht selbst um den Preis, der baldige Universalerbe der vier Gebrüder Rothschild zu werden, auch nur ein Decennium in diesem verdrehten Lande verbringen mögen. Und welch gräuliches Volk sind diese matscheligen, dickwanstigen, schweinaugigen Chinesen aller Stände. Fürwahr, der schmutzigste Beduine in seinem zerlumpten Burnus ist ein vornehmer Gentleman im Vergleich zu einem chinesischen Mandarinen erster Klasse. So freute ich mich denn ebenso sehr über meine Abreise aus, als früher über meine Hinreise nach China, und trat frohen Herzens den Weg über Ostindien und Aegypten nach Europa an. Wie braun gebrannt und zusammengedorrt ich damals ausah, als wir unsere Zusammenkunft in Salzburg, dieser schönst gelegenen Stadt Deutschlands hatten, und ein paar vergnügte Tage in diesem prächtigen Salzkammergut miteinander verlebten, wird Dir wohl noch in frischer Erinnerung sein. Glaubte Dir doch die blauaugige, blondhaarige, rothbackige Pepi in Linz, dies frische, hübsche Alpenmädchen, Deine Versicherung, daß ich ein echter Türke und ein Leibslave des Sultans sei, ohne Weiteres, und nahm deshalb meine Courmacherei ungleich spröder auf, als mir eigentlich erwünscht war. Nun hier beim Feldleben in

Mexiko bin ich fürwahr wieder ebenso schwarzbraun gebrannt und mager geworden, als ich zu jener Zeit war.

Als wir uns in Litz damals trennten, besuchte ich meinen guten Vetter und Jugendgespielen, der die hohe Ehre hat, Kammerherr und Kommandant einer der 4 Kompagnien, welche die ganze Heeresmacht Sr. Durchlaucht des Fürsten von K. V. B. bilden, zu sein. Ein gar verschiedenes Leben ist es, welches wir Beide geführt haben, seit uns vor so und so viel Jahren unsere Bestimmungen in Dresden von einander trennten. Mein Vetter hat sich in zwischen ein kleines Häußlein angeeignet und ein rundes Weiblein genommen, und hält es für seine Pflicht, die 80 oder 100,000 Unterthanen Seiner Durchlaucht seines Landesherren alljährlich durch einen gefunden Jungen oder ein rothbackiges Mägdelein vermehren zu helfen, in welchen lobenswerthen Bemühungen er es auch schon bis zur Zahl 7 gebracht hat.

Womit soll sich ein fürstlich K. V. B'scher Hauptmann auch wohl sonst noch weiter beschäftigen, als mit der süßen Arbeit, Kinder in die Welt zu setzen, seinen Kohl im eigenen Hausgärtlein zu bauen, und seinen Hühnerhof, der mehr Individuen, als seine ganze Kompagnie enthält, zu pflegen. Es ist doch in der That ein wahrhaft idyllisches, friedliches Leben, was so ein Offizier eines kleinen, deutschen Kontingentes führen kann, und seine bequeme Behaglichkeit wird besser dabei gewahrt, als es uns Soldaten des Kaisers Napoleon möglich ist. Welch eine Aufregung verursachte meiner Frau Cousine der Gedanke, daß ihr Mann vielleicht auf

ein Jahr nach dem 3 Meilen entfernten Städtchen X., dem äußersten Grenzpunkt des P'schen Fürstenthums, versetzt werden könnte, und ein Ausmarsch dahin bilbet in der Residenz ein ungleich wichtigeres Ereigniß, welches zehntausendmal mehr besprochen und durchgellatscht wird, als wenn unser Kaiser befiehlt, daß ein Regiment am nächsten Tage fort aus Paris nach Algerien, oder Mexiko, oder China, oder wohin er es sonst für gut findet, marschiren solle. Es ist ein eigenes Ding mit der menschlichen Zufriedenheit, und so glaube ich gerne, daß man sich auch beim Kindererzeugen und Kohlpflanzen als fürstlich X. V. P'scher Hauptmann ganz glücklich fühlen und kein höheres Ziel des Ehrgeizes kennen kann, als dereinst als fürstlicher Kammerherr in der dritten Klasse der hochfürstlichen Hofrangordnung zu rangiren; mir, dem Bataillonschef der Zuaven, der sehr hofft, als General zu sterben und seinen Namen in der ruhmvollen Kriegsgeschichte der französischen Truppen mit Ehren genannt zu sehen, würde ein solches Dasein bald unerträglich einförmig erscheinen. Ich bedarf einer anderen Thätigkeit, als mein ganzes Leben hindurch in der großen Residenzstadt Y., mit ihren 4000 Einwohnern, Rekruten zu exerciren, und selbst das weichste Ehebett an der Seite einer tugendhaften, blauaugigen, immerholden deutschen Hausfrau würde mir bei seiner geringen Abwechslung gar bald recht unbehaglich vorkommen. Das Feldlager in der Mitte unserer Truppen ist mir erwünschter, als das eigene Haus und Hof, und das rauhe Kriegsgeschrei meiner Zuaven erscheint

meinen Ohren als eine angenehmere Musik, wie Kinderge-  
wimmer und Gardinenpredigten selbst von rosigem Lippen.

So verließ ich denn nach Stägigem Aufenthalt die enge  
Häuslichkeit meines guten Veters, und die große, vornehm-  
sein wollende Geselligkeit der kleinen Residenz, ohne sonder-  
liches Bedauern, nicht für immer in ihr verweilen zu dür-  
fen, und begab mich vorerst nach Paris, diesem Babylon  
der jetzigen Zeit. Wenn man ein junger, lebenslustiger  
Offizier ist, alle Taschen voll Gold und dazu noch eine Aus-  
wahl hübscher chinesischer Geschenke für Freunde und zärt-  
liche Freundinnen mitbringt, was Alles bei mir damals der  
Fall war, so gewährt Paris für einige Wochen einen äußerst  
angenehmen Aufenthaltsort.

So stürzte ich mich denn über Hals und Kopf in den  
wildesten Strudel des Pariser Lebens hinein, und tollte  
darin herum, wie man nur eben darin herumtollen  
kann. Als mir die mehr pikanten als achtungswerthen  
Damen der Demi-monde mit ihren falschen Liebsjun-  
gen alle meine chinesischen Kostbarkeiten abgeschwindelt  
hatten, und auch meine Börse schon eine bedenkliche Leere  
zeigte, da war ich auch dieses Pariser Lebens schon auf das  
Neußerste sehr überdrüssig. Diese erkauften Liebsjungen  
der gefälligen Schönen flößten mir wahrhaften Edel ein,  
und die Verachtung gegen dies ganze müßige frivole Pa-  
riser Bummelleben ward sogleich bei mir so groß, daß ich  
nicht das mindeste Vergnügen mehr daran finden konnte.  
Zehntausendmal lieber will ich für immer mein ganzes  
Leben als einfacher Feldoffizier in der entlegensten Algeri-

ſchen Garniſon verbringen, als der elegantefte Stuger in dieſen müßigen Pariſer Salons ſein. Sind es doch meiſt erbärmliche Wichte ohne Saft und Kraft, welche ſich hier herumtreiben.

Mit dieſen Gefinnungen war ich es denn ganz zufriede, daß auch mein Urlaub ablief und ich den Befehl erhielt, mich als Bataillonschef zu meinem augenblicklich in Rom garniſonirenden Infanterieregiment zu begeben. Der Aufenthalt in Rom bot zwar in ſocialer Hinſicht viele Zerſtreuungen dar, hatte aber doch auch ſonſt wieder manche große Unannehmlichkeiten. Man wußte eigentlich nicht recht, welche Stellung wir franzöſiſche Soldaten dort einnehmen ſollten, und ob wir die Freunde und Beſchützer, oder eigentlich die Feinde und Wächter des Papſtes wären. Beſonders Herr von Merode und Cardinal Antonelli, die Beide eigentlich in Wahrheit den ganzen Kirchenſtaat regieren, denn der zwar herzengute aber ſchwache und alte Papſt Pius IX. gibt nur den Namen dazu her, ſchienen uns mehr als letztere wie als erſtere anzusehen, und ſo fehlte es denn nicht an verſchiedenen verdrießlichen Reibereien. Und doch iſt die ganze päpſtliche Herrſchaft im Kirchenſtaat der franzöſiſchen Beſatzung in Rom eigentlich zum größten Dank verpflichtet, denn die italieniſchen Annexioniſten hätten derſelben ſchon längst ein Ende gemacht, wenn wir dies nicht verhinderten. Wie heute die franzöſiſchen Soldaten aus Rom fortmarſchiren, ſo hält morgen der eroberungsluſtige König Victor Emanuel oder ſein raſtloſer Vorſechter Garibaldi daſelbſt ſeinen Einzug, und die ganze päpſtliche Herrſchaft fällt gleich

einem losen Kartenhause zusammen; darüber darf man sich nicht im Mindesten täuschen.

Ungefähr ein halbes Jahr hatte ich im Kirchenstaat in Garnison gestanden, als der Kaiser auf den vernünftigen Gedanken fiel, eine Expedition nach Mexiko auszurüsten. Die mexikanische Regierung war frech gegen die französischen Gesandten gewesen und hatte die Ehre unserer Flagge zu verletzen gewagt, dafür mußte sie exemplarisch gezüchtigt werden. Hatten wir Soldaten des Kaisers Napoleon III. bisher im Orient, in Afrika und China unsere Feinde besiegt, so mußte dies auch in Mexiko geschehen und der Welt gezeigt werden, daß der Kaiser überall, wo es ihm zu fehlen beliebte, auch seinen Willen durchzusetzen vermöge.

Als ich von der Aussendung dieser mexikanischen Expedition hörte, da war ich fast untröstlich, daß ich keine Aussicht hegen durfte, an derselben theilnehmen zu können. Tag und Nacht fast quälte mich der Gedanke, wie ich es möglich machen könne, mit nach Mexiko zu kommen, allein so sehr ich auch sann und sann, so wollte sich doch immer kein Mittel finden, da das Regiment, bei dem ich augenblicklich stand, nicht mit zur Theilnahme bestimmt war. „Doch unverhofft kommt oft,“ dies sollte ich wie früher schon wiederholt auch jetzt wieder bei mir erfahren. Ich hatte schon fast den Gedanken aufgegeben, auch in Mexiko mir Siegeslorbeeren zu erkämpfen, und war bereits im besten Gange, um mich zu trösten, einer sehr schönen, liebenswürdigen, jungen Engländerin eifrig zu huldigen — obgleich mich oft dabei die Furcht schreckte, daß ich am Ende doch noch in das zwar

füße aber schwere Joch der heiligen Ehe eingespannt werden möchte, als ich plötzlich von meinem Freunde in Paris die Nachricht erhielt, daß vielleicht einige Aussicht für mich vorhanden sei, mit nach Mexiko zu kommen. Der Bataillonschef in einem nach Mexiko bereits eingeschifften Regiment, ein sehr tüchtiger erprobter Soldat, war erkrankt in Frankreich zurückgeblieben, und die Aerzte hatten erklärt, daß ein längerer Aufenthalt in einem Tropenklima für ihn die größte Gefahr bringen würde. Er beabsichtigte daher mit einem anderen Bataillonschef einen Tausch einzugehen, und so war Hoffnung für mich vorhanden, daß ich an seiner Stelle mich einschiffen könne. Schon die bloße Möglichkeit dieser Theilnahme regte mich so freudig auf, daß ich die ganze Nacht kein Auge darüber schließen konnte. Vergessen war sogleich meine schöne Engländerin und alle ihre Vorzüge an äußeren Reizen wie gewichtigen Reichthümern, denn wenn ich Hoffnung hegen durfte, in Mexiko an recht tüchtigen kriegerischen Expeditionen theilnehmen zu können, so hätte Alt-England mir die reichsten und schönsten seiner Ladies, zur beliebigen Auswahl für mein zukünftiges Ehebett, präsentiren können, ich wäre keinen Augenblick unschlüssig gewesen, das harte Lager im Zelte, in der Mitte meiner Kriegsgenossen, vorzuziehen. Mit dem größten Eifer setzte ich nun alle möglichen verschiedenen Hebel in Bewegung, um meine Versetzung zu erwirken, und dank sei es meinem Glücksterne, sie gelang mir auch. Das war ein freudiger Augenblick, als ich den Befehl erhielt, unverzüglich mit dem nächsten Packetboot mich nach Vera-Cruz einzuschiffen, wohin das Ba-



taillon, welches ich befehligen sollte, bereits abgegangen war. Meine blonde Miß in Rom schien zwar in ihren veilchenblauen Neugelein einige Thränen schimmern lassen zu wollen, als ich ihr meine plötzliche Abreise mittheilte, doch was kummerten mich jetzt noch alle Weiberthränen.

„Ich hab' auf Erden kein bleibend Quartier,  
Kann treue Lieb' nicht bewahren!“

sang ich mit Eurem Schiller, beiläufig gesagt, dem einzigen deutschen Tragödiendichter, dessen Werken ich auf die Länge Geschmack abgewinnen konnte. Ich suchte die schöne Engländerin möglichst zu trösten, versprach ihr die goldene Krone des Sturbides oder irgend eines anderen mexikanischen Großen als Brautgeschenk bei unserer demnächstigen Hochzeit nach meiner Rückkehr mitzubringen, feierte noch einen lustigen Abschiedsabend mit meinen Kameraden, welche mich Alle um mein Glück, wieder an neuen Feldzügen theilnehmen zu dürfen, nicht wenig beneideten, im französischen Militärcasino in Rom, und fuhr dann mit frohem Herzen ab.

Von meiner Seereise nach Vera-Cruz, welche ich der schnelleren Fahrt wegen, da gerade von St. Nazaire kein Schiff dahin abging, mit einem englischen Packetboote machte, ist nicht viel zu erzählen. Die Gesellschaft, in welcher ich größtentheils verkehrte, bestand fast nur aus englischen Land- und Seeoffizieren verschiedener Grade, welche auf Urlaub in ihrem Vaterlande gewesen waren, und nun nach ihren verschiedenen Garnisonen und Stationen in den westindischen Gewässern zurückkehrten. Als echter Franzose haßte ich England und seine Politik trotz unserer zeitweiligen Bundesge-

noffenschaft nicht wenig, und gäbe gerne meine rechte Hand dafür, wenn ich noch so einen tüchtigen Krieg gegen die Engländer fechten, und gar vor Allem London mit erstürmen helfen könnte, allein unter den einzelnen englischen Offizieren habe ich häufig sehr angenehme Kameraden, welche dazu wahre Gentlemen waren, gefunden. Sowohl in der Krim, in China, in Ostindien und dann jetzt auf dieser Fahrt nach Mexiko, verbrachte ich gar manche fröhliche Stunden mit diesen englischen Kameraden und leerte gar viele Gläser des besten Weines mit ihnen. Wenn man ein Jahr vor Sebastopol gefochten und dort viel mit Engländern verkehrt hat, findet man fast in allen englischen Regimentern alte Kriegsgefährten aus jener in der Gegenwart so beschwerlichen, in der Erinnerung aber so schönen Zeit. So fand ich denn auch jetzt auf diesem Dampfer zwei englische Lands- und einen Marineoffizier, mit welchen ich zusammen bei der Belagerung von Sebastopol bekannt geworden war. Wir freuten uns dieser Begegnung nicht wenig, denn eine gemeinsame Erinnerung der vergangenen Gefahren und Entbehrungen verbindet die Menschen gar leicht mit einander, und verplauderten an der sehr reichlich besetzten Tafel der ersten Kajüte gar manche Stunden in der Erzählung unserer damaligen Abenteuer, wobei es uns häufig an einem Kreis aufmerkamer Zuhörer nicht fehlte.

Auch einen andern Bekannten von Sebastopol her, einen alten englischen Hochbootsmann, der jetzt als Steuermann auf dem Dampfer diente, fand ich ganz unvermuthet wieder, und freute mich eben dieses Zusammentreffens nicht wenig.

Wildebe. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers.

Der Alte, eine ächte englische Ueberjacket, diente vor Sebastopol in der sogenannten „Matrosenbatterie“, hatte sich einst auf dem Rückweg von Balakawa, wo er sich nach der steten Gewohnheit der englischen Seeleute einen tüchtigen Rausch angetrunken, verirrt und war im Schnee stecken geblieben. Er wäre unzweifelhaft erfroren, wenn ich ihn nicht zufällig gefunden und den schon fast Erstarrten in mein Zelt hätte tragen lassen. Hier thauten wir ihn denn durch ungeheure Portionen heißen, starken Groggs, welche er mit einer Begierde wie ein Kind an der Mutterbrust, hinunterfog, wieder auf, und ich behielt ihn noch den andern Tag bei mir, wo er uns Offizieren und auch den Zuaven meiner Kompagnie, durch seine eigenthümlichen Manieren viel Unterhaltung gewährte. Seit jener Zeit hegte der alte Seehund eine große Anhänglichkeit für mich, und als ich einmal die englische Matrosenbatterie besuchte, ward ich von ihm und seinen Kameraden mit einem so lauten dreimaligen Hurrah, daß es bis zu den Russen hinübergeschallt haben muß, begrüßt, was mir vielen Spaß machte. Auch jetzt auf dem Dampfer äußerte der Steuermann eine wahrhaft herzliche Freude, mich wieder zu sehen und der Druck, mit dem seine breite Praxe von Hand meine Rechte preßte, war so kräftig, daß mir förmlich die Finger davon schmerzten. Ich verkehrte häufig mit dem braven Mann, und da es in unseren sonst zwar sehr eleganten und äußerst reinlichen Schlafcojen des Nachts oft so heiß war, daß ich nicht gut schlafen konnte, so besuchte ich ihn auf dem Verdeck, wenn er die nächtliche Wache hatte, und plauderte manche Stunde mit ihm. So eine

Mondscheinnacht auf dem Meere unter den Tropen ist wirklich mitunter entzückend und schon auf der Fahrt nach China verschaffte ich mir mitunter die Freude, solche zu genießen. Und welche belebte Unterhaltung wußte der alte Steuermann, der an Bord eines Kriegsschiffes geboren, schon als Schiffsjunge von 1812—15 gegen uns Franzosen gelämpft und seitdem auf Kriegs- wie Handelsfahrzeugen alle Meere der Welt unausgesetzt durchkreuzt hatte, zu führen. Welche Menge von gefährlichen Abenteuern hatte er erlebt und wie viele interessante Beobachtungen, die er alle in seiner berben kernigen Sprache sehr lebendig zu erzählen verstand, gemacht.

Wir hatten jedoch während unserer Fahrt nach Havanna nicht stets heiteres Wetter, sondern wurden auch von dem stärksten Sturm, den ich jemals auf allen meinen bisherigen Seereisen erlebt hatte, überfallen. Es war förmlich ein Orkan, der fast 48 Stunden mit unausgesetzter Kraft anhielt. Es war in der That das schaurig-schönste Schauspiel, welches mein Auge jemals gesehen hat, und wiederholt glaubte ich, daß unser Schiff von den ungeheuren Wasserbergen, die von allen Seiten darauf zustürzten, überfluthet und unter ihrem Druck in die Tiefe mit hinabgerissen werden müßte. Was ist alles Getobe der heftigsten Schlacht, und sei solche auch selbst die bei Intjerman oder bei Solferino, gegen die Schrecknisse eines derartigen Orkans. Aber Dank sei es der trefflichen Bauart unseres guten Dampfers und seinen festen Rippen und mehr noch der kaltblütigen, umsichtigen Führung des Kapitäns, der volle 48 Stunden

seinen Platz auf dem Verdeck auch keinen Augenblick verließ, und der ruhigen wohlgeübten Matrosen, die unsere Bemannung bildeten, wir gingen unversehrt aus all diesem Gestürme hervor. Welch vortreffliche Seeleute die Engländer sind, lernte ich bei diesem Orkan wieder so recht erkennen. Es widerstrebt zwar meinem Nationalstolz, allein trotzdem kann ich doch nicht umhin die Meinung zu hegen, daß auf dem Meere die Engländer noch stets manche vortreffliche Eigenschaften besitzen, welche wir Franzosen in dem Grade leider noch immer nicht haben. Zwar können alle unsere Kriegsschiffe in ihrer Bauart und Ausrüstung es vollkommen mit allen englischen aufnehmen, und ich hege zuversichtlich die Hoffnung, daß die Mannschaft einer französischen Fregatte ebenso muthig sich als Enterer auf ein feindliches Fahrzeug stürzen, oder im heftigsten Geschützkampf kaltblütig und geschickt zielen werde, als eine englische, aber in ihrer Ruhe während eines Sturmes sind die Engländer uns bisher noch weit überlegen und werden dies auch wahrscheinlich für immer bleiben. Welch Gerufe und Kommandiren und unnützes Umherlaufen wäre bei einem solchen Orkan nicht an Bord eines jeden französischen Schiffes entstanden, wie ruhig und gemessen ging hingegen Alles bei uns zu und wie schweigend und sicher erfüllten die Matrosen ihre verschiedenen höchst schwierigen, ja sogar häufig gefährlichen Obliegenheiten. Besonders mein alter Freund, der zweite Steueremann, war in diesen Tagen unübertrefflich. Seine Ruhe war in der That klassisch und selbst in den gefährlichsten Augenblicken, wo ich selbst jede Sekunde den sicheren Unter-

gang unseres Schiffes erwartete, verzog er keine Muskel seines wie aus Erz gegossenen Antlitzes.

Nun, wie alles Böse und Gute in dieser Welt, so ging auch dieser Orkan zuletzt vorüber. Gott Aeolus schien sich wieder beruhigen zu wollen, und die helle, heiße Tropensonne blitzte bald mit neuer Kraft auf der dunkelblauen, gleich einem riesigen Spiegel so glatten Fläche des Oceans. Wie dies häufig nach heftigen Orkanen unter den südlichen Himmelsstrichen der Fall ist, so trat jetzt eine völlige Windstille ein und nur des Dampfes gewaltige Kraft bewegte unser Fahrzeug noch vorwärts. Gerade bei diesen oft mehrere Tage ununterbrochen anhaltenden Windstillen, lernt man die große Erfindung der Dampfschiffahrt erst so recht in ihrem vollen Umfange schätzen; bei gutem Segelwinde ist es sonst fast angenehmer auf einem schnellen Segelschiff, dessen Bewegungen ruhiger wie die eines Dampfers sind, zu fahren.

Mit guter Fahrt langten wir denn auch in Havanna an, wo sich unsere bisherige Tafelrunde auflöste, da die einzelnen Offiziere von hier nach ihren verschiedenen Bestimmungsorten abgingen. Noch ein fröhliches Abschiedsbankett ward mit einer vortrefflichen Bowle, die durch den Saft der frischen Ananasse, welche uns ein mit Negern bemanntes Boot schon auf der Rhebe hinausgebracht hatte, einen unübertrefflichen aromatischen Wohlgeschmack erhielt, gefeiert, dann ein herzlicher Händedruck und „farewel — vielleicht for ever“ hieß es. Wer weiß, ob und wo ich alle diese verschiedenen englischen Offiziere in diesem Erdenleben wiedersehen werde, und ob unsere nächste Begegnung nicht als

Feinde im heißen Kampfe auf blutigem Schlachtfelde stattfinden wird. Parbleu, dies wäre prächtig, denn ein recht heftiger Krieg gegen England würde für uns französische Offiziere ein ungemein erwünschtes Ereigniß sein.

Die Stadt Havanna hat eine ungemein schöne Lage und die Insel Cuba, so weit ich sie kennen lernte, muß an Fruchtbarkeit des Bodens und Reichthum ihrer Erzeugnisse, eine überaus werthvolle Besizung sein. Die Pracht und Ueppigkeit der Vegetation in den Tropen lernte ich hier erst so recht erkennen, und Italien, Algerien und China können sich hierin nicht im Mindesten mit dieser Insel vergleichen. Ich kann mir wohl denken, daß die Raubgelüste der Nordameritaner, dieses frechsten, unverschämtesten und alles Recht verspottenden Volkes, welches die Erde trägt, nach dem Besiz von Cuba sehr groß sind, und somit unter nordameritanischem Schutze schon wiederholt Flibustier-Expeditionen zu dessen Eroberung ausgerüstet wurden. Nun die Spanier haben dies Raubgesindel, wenn sie solches in ihre Gewalt bekamen, auch behandelt wie es dies verdiente, nämlich ohne Weiteres aufgeknüpft und trotz aller ihrer Prahlereien wagten die nordameritanischen Präsidenten es doch nicht, den offenen Krieg deshalb an Spanien zu erklären. Gegenwärtig, da die nordameritanische Union dem längst verdienten Schicksal anheim gefallen ist, sich selbst im wilden brudermörderischen Kampfe zu zerfleischen und in zwar sehr blutigen und tapfer gekämpften, aber unglaublich ungeschickt geführten Schlachten Hunderttausende von Soldaten hinzuopfern, ohne daß irgend wie noch die mindeste Entscheidung erzielt wurde, ist wohl

an diese Eroberung Cuba's durch die Nordamerikaner gar nicht zu denken und Spanien ist sicherer denn je in dem Besitz dieser werthvollen Insel, welche mit Recht „die Perle der Antillen“ genannt wird.

Um mich auf Cuba näher umzusehen, was ich sehr gerne gethan hätte, fehlte es mir an Zeit, denn es drängte mich gewaltig, das nächste französische Schiff, welches nach Vera-Cruz fuhr, zu besteigen. Von einem reichen spanischen Pflanzer, an den ich empfohlen war und auf dessen wundervoll gelegener und auf das Reichste eingerichteten Pflanzung ich in sehr angenehmer Gesellschaft einen überaus vergnügten Tag verlebte, erhielt ich ein Kistchen mit 200 der besten Cigarren zum Geschenk. Welch ungemein edles Erzeugniß eine wahrhaft ächte, nur aus den besten Tabaksblättern auf der Pflanzung selbst erzeugte Havanna-Cigarre ist, lernte ich jetzt erst in vollem Umfange erkennen und würdigen. Welch elende Glimmstengel sind die besten sogenannten „importirten Havanna-Cigarren“, das Stück zu einem Frank im ersten Tabakladen zu Paris, gegen diese Cigarren, welche die reichen Pflanzer aus den feinsten sorgfältig ausgesuchtesten Blättern ihrer Plantagen, nur zu dem Zwecke um solche als werthvollste Geschenke zu verschenken, anfertigen lassen und die niemals in den eigentlichen Handel kommen. Und nun gar Cuere angeblichen Havanna-Cigarren in Deutschland, von denen, trotz aller noch so marktshreierischen Ankündigungen, drei Viertel die Insel Cuba nicht gesehen haben, sondern aus rein vaterländischen Blättern, die höchstens mit Virginia- oder Maryland-Tabak vermischt werden, in



Bremen oder Hamburg oder andern Orten angefertigt werden. So eine Havanna-Cigarre, wie ich sie geschenkt erhielt, schmeckt würzig wie das edelste Aroma, duftet lieblich gleich dem größten Rosengarten von Schiras und ihr glücklicher Raucher empfindet gleichen Genuß wie der Bräutigam bei dem ersten Verlobungstanz der geliebten Braut, oder der Becher bei dem vollen Glase des goldensten und feurigsten Rheinweins, welches ihm der alte wohlgewogene Küfermeister aus dem besten Mutterfäßchen in der hintersten Ecke des Kellers herauszog. Alle edlen Empfindungen, die ein Mensch in seiner Brust nur hegen kann, erwachen mit voller Stärke bei dem beneidenswerthen Raucher einer solchen Cigarre während der glücklichen Stunden, in denen er ihren Dampf in leichten bläulichen Ringeln in die ebene mit Wohlgeruch geschwängerte Luft hinausblasen kann. Man ist so milde und großmüthig gestimmt, als beständen alle Menschen aus unsern Brüdern, die man gerne mit offenen Armen an seine Brust drücken möchte, jedes rachfüchtige Gefühl, selbst gegen den bitterst gehassten Feind, verstummt und voller Veröhnung ist unser ganzes Wesen. Dabei fühlt man sich muthig gleich einem Löwen und möchte voll Ungestüm sich in den Kampf mit zehntausend Teufeln stürzen, wenn es als Siegespreis solche Cigarren zu erobern gäbe, während wieder inniges Mitleid mit allen Unglücklichen, denen dieser köstliche Genuß für immer versagt blieb, unser Herz erfüllt. Ja was sind die feurigsten Küsse des schönsten Weibes, die vollsten Gläser des edelsten Weines, die schmelzenden Töne der ersten Primadonna der Welt, und die wol-

lüstigsten Körperstellungen oder künstlichsten Beinverrenkungen der berühmtesten Solotänzerinnen des Mailänder und Pariser Ballets, gegen das Wohlbehagen, mit dem man eine solche Cigarre raucht. Hunger und Durst, Ermattung und Ueberanstrengung, Kälte und glühender Sonnenbrand, ungerechte Vorwürfe dummköpfiger Vorgesetzter, Aerger und Born über widerspenstige oder ungeschickte Untergebene, grobe Mahnbrieife unverschämter Gläubiger, perfide Absagebrieife ungetreuer Geliebten, die einen reicheren Liebhaber kapern zu können hoffen, kurz dies und noch gar manches Andere vergift man leicht in jenen wonnevollen Augenbliden, in denen man eine solche edle Cigarre feinsten Sorte zwischen die sehnüchtigt darauf gespizten Lippen steckt, in vollem Genuss die ersten kräftigen Züge thut und nun diesen lindern Rauch in künstlichen Ringeln wieder in die Luft hinaus bläst.

Unter vielen andern schlechten Eigenschaften hast du, mein alter Freund, auch das Unglück kein Raucher zu sein und kannst also die Freude, welche ich über das köstliche Geschenk jener zweihundert edlen Cigarren empfand, wohl kaum begreifen. Mit welcher eifersüchtigen Sorge ich besonders später in Mexiko diesen werthvollen Schatz bewachte, ist kaum zu schildern. Der verliebteste Ehemann in Spanien kann die Treue seiner glutäugigen, heiß nach Liebe verlangenden Gattin nicht sorgfältiger hüten, als ich meine Cigarrentasche gegen die Angriffe meiner Kameraden, die darin — Gott sei es geklagt, nur zu oft ein verzweifeltes Gewissen haben. Einigen besonders auserwählten Freunden gab ich mitunter als Zeichen meiner höchsten Gunst eine solche Cigarre zu

rauchen und gleich mir schwelgten sie dann in ihrem köstlichen Genuß. Auch an einzelne Verwundete oder Soldaten meines Bataillons, welche sich besonders ausgezeichnet hatten, schenkte ich als Extra-Belohnung hie und da eine solche Cigarre, die dann stets mit großem Danke aufgenommen wurde. Wie alles Schöne auf dieser Welt leider nur zu sehr vergänglich ist, so schwand auch der Vorrath meiner Cigarren von Tage zu Tage immer mehr und mit banger Sorge konnte ich den Zeitpunkt berechnen, an welchem ich die letzte davon rauchen würde. Und so kam denn auch dieser schmerzliche Augenblick heran, und an dem Tage, an dem wir zuerst Puebla angriffen und mein Bataillon in Reserve zurückbleiben mußte, brannte ich auch die letzte dieser Cigarren an und sog noch einmal — ach, zum letzten Mal, ihren Duft ein. Mit dem Gefühle, womit man die letzten Ueberreste eines guten Freundes zur Gruft bestattet, blies ich auch das letzte Aschenhäuflein dieser Cigarre in die Luft und ein wehmüthiges „adieu pour toujours“ wollte eben über meine Lippen bringen, als wir Befehl zum Vormarsch erhielten. Da war denn freilich Cigarre und alles Andere, was sonst meine Brust noch erfüllen konnte, vollständig vergessen, ich war nur der kampflustige französische Offizier, der seinen Soldaten ein freudiges „en avant mes amis“ zurief.

Außer diesen 200 kostbaren Cigarren erster Sorte, die wie gesagt niemals in den Handel kommen, sondern von den reichen Pflanzern nur zu Geschenken an Personen, denen sie eine besondere Gunst erweisen wollen, verwandt werden, kaufte ich noch ein Duzend Kisten zwar minder edler, aber

doch sonst sehr guter Cigarren, in einem mir besonders empfohlenen Tabaksladen in Havanna ein und nahm solche theils zum eigenen Gebrauch, theils auch zu Geschenken für meine Freunde mit. Wie man in der Champagne, wenn man die besondern Quellen nicht weiß, oft sehr schlechten Champagner zu trinken bekommt, so auch in Havanna recht mittelmäßige Cigarren zum Kaufen. Die Insel Cuba erzeugt nicht den dritten Theil aller Cigarren, welche von Havanna aus exportirt werden, sondern es kommen aus den südlichen amerikanischen Häfen ganze Schiffsloadungen von angefüllten Cigarrenkisten dort an, erhalten in Havanna ein Brandzeichen dortiger Fabriken und werden dann als echte Havanna wieder ausgeführt. Geschieht doch auch ein Gleiches in der Champagne, wo fremder mouffirender Wein eingeführt wird, um dann als echter Champagner wieder verkauft zu werden. Gute Cigarren sind übrigens in Havanna selbst fast ebenso theuer als in Europa und besonders auch in den deutschen Hafenstädten, in denen man die billigsten und dabei verhältnißmäßig auch preiswürdigsten Cigarren kauft. Freilich muß man nicht glauben, daß wenn man Cigarren die Kiste unter 100 Thaler kauft, man dann auch wirklich echte Havanneser raucht.

Um dies Kapitel über Cigarren zu vervollständigen und dann für immer abzuschließen, will ich gleich erwähnen, daß man in Mexiko leichte und dabei recht gute Cigarren zu verhältnißmäßig wohlfeilen Preisen kaufen kann. Der Boden und das Klima in mehreren Theilen des mexikanischen Reiches eignen sich überhaupt vortrefflich zum Za-

balsbau und nur die grenzenlose Indolenz der dortigen Bewohner verhinderte, daß man solchem bisher die nöthige Sorgfalt widmete. Doch was vermag Mexiko nicht überhaupt Alles zu erzeugen und welchen unerschöpflichen Reichtum der kostbarsten Mineralien und der werthvollsten Produkte des Thier- und Pflanzenreiches liefert dies von der Natur so äußerst reich gesegnete Land, wenn die seit dreißig Jahren schmerzlich entbehrte Ordnung und Ruhe erst einigermaßen wieder hergestellt, die übermäßige, Alles verdummende Herrschaft der Pfaffen gebrochen und die große Indolenz und Faulheit eines nur zu beträchtlichen Theiles der Bevölkerung in Fleiß und Thätigkeit verwandelt ist. Wahrhaftig die ganze Welt muß es dem Kaiser Napoleon danken, daß er uns französische Soldaten hieher sandte, um die bisher herrschende Anarchie zu vernichten und geordnete Zustände herbeizuführen. Zwar weiß ich noch nicht, welchem Herrscher unser Kaiser die mexikanische Krone verleihen wird und ob ein Erzherzog von Oesterreich oder, wie es jetzt heißt, der Prinz Napoleon solche erhalten soll, soviel aber steht fest, daß von unserem Einzug in Mexiko an eine neue Periode für das ganze Land beginnen wird. Wenn nur einige 1000 Mann französische Soldaten noch etwa zehn Jahre in Mexiko bleiben werden, so befestigen sich die Zustände daselbst in dieser Zeit derartig, daß später Gesetz und Ordnung nicht leicht mehr gestört werden können und der neue Kaiser oder König — vorausgesetzt, daß dieser wirklich ein kluger und energischer Mann ist, sich schon mit eigenen Mitteln und ohne fremde Truppen dazu zu bedürfen, wird schützen

können. Der größte Theil aller irgend wie vernünftigen Mexikaner ist der steten Anarchie, welche fast unausgesetzt herrschte, seit das Land sich von Spanien losriß und auf den verrückten Einfall kam, statt einer erblichen Monarchie, wie dies hätte geschehen müssen, eine sogenannte Republik zu bilden, herzlich überdrüssig und sehnt sich dringend nach Ruhe und Ordnung. Jeder ehrgeizige General, der einige hundert Taugenichtse aufwiegeln kann, versucht eine Revolution zu machen, um sich wo möglich der Präsidentenwürde zu bemächtigen, und so ist die letzte 40jährige Geschichte der Mexikaner fast eine unausgesetzte Reihe geglückter oder auch mißlungener Revolutionen, von denen die eine immer kläglicher als die andere war, und statt des gewissenlosen, ehrgeizigen Abenteurers, der sich für eine Zeit lang der öffentlichen Gewalt zu bemächtigen gewußt hatte, dann einen andern an seine Stelle setzte, der auch um kein Haar besser, sondern wo möglich nur noch schlechter als sein Vorgänger war. Auch dieser sogenannte Präsident und Obergeneral Suarez, der zuletzt die Mexikaner tyrannistren und für seine egoistischen Zwecke auspressen wollte, ist nach dem einstimmigen Urtheil Aller, die ihn genauer kennen, ebenfalls ein gewissenloser, ehrgeiziger Intriguant, der unter dem Deckmantel des sogenannten Liberalismus nur den schmutzigsten Eigennutz verfolgte und seine egoistischen Pläne mit einem Schwall liberaler Redensarten zu umgeben wußte. Besteht die große Mehrzahl unserer vermeintlichen Volksbeglücker und demokratischen Planemacher in Europa doch ebenfalls aus Leuten ähnlichen Schlages.

Tritt nun der neue Erbkaiser von Mexiko all diesem Unwesen und Parteigetriebe nur mit der gehörigen Kraft entgegen, so wird die große Majorität der mexikanischen Bevölkerung sich ebenfalls wieder ermannen und ihm in diesen Bemühungen helfend zur Seite stehen. Die Creolen hier, welche den größten Theil der bestzenden Bevölkerung bilden, haben im Allgemeinen manche gute Eigenschaften und sind auch nicht schwer zu regieren, nur bedarf die große Indolenz, in welche sie gar leicht verfallen, eines scharfen Antriebes und sie müssen Jemanden haben, der ihnen imponirt, wenn sie ihm willig gehorchen sollen. Allzu weichherzig darf übrigens der neue Herrscher von Mexiko nicht sein, denn seine Milde dürfte ihm dann gar leicht als Schwäche ausgelegt werden, ihren Zweck dadurch gänzlich verfehlen und nur die politischen Intriguanen zu neuen Umtrieben ermutigen, deren Unterdrückung zuletzt dann mehr Blut kosten würde, als wenn man gleich anfänglich mit der gehörigen Energie dagegen eingeschritten wäre. So darf es ihm nicht darauf ankommen, jeden bewaffneten Revolutionär, der ergriffen wird, sogleich erschießen zu lassen, alle Revolutionsversuche ohne Weiteres mit dem Tode oder doch Vermögensconfiscation und lebenslänglicher Verbannung zu bestrafen und gegen etwaige feindliche Haufen sogleich die Kartätschensalven ganz gehörig zu gebrauchen. Sind diese Beispiele nur erst einmal ganz rücksichtslos geschehen, so schrecken sie alle andern Unruhbestifter von derartigen Versuchen sicherlich ab, denn allzu große Tollkühnheit oder gar Selbstaufopferung gehören gerade nicht zu den hervorragendsten Charaktereigenschaften

der spanischen Creolen auf dem amerikanischen Festlande. Die durch solche politische Ruhe vermehrte Sicherheit des Eigenthums, die seit den letzten 40 Jahren fast gänzlich fehlte, würde ungemein viel dazu beitragen, die eingeborene Bevölkerung zur vermehrten Thätigkeit und zur sorgfältigen rationellen Benützung der vielfachen Schätze des Bodens anzuspornen. Ist dabei der Kaiser eben nur vernünftig liberal, begünstigt Aufklärung und wissenschaftliche Ausbildung und sorgt für merkantilische, industrielle und agronomische Fortschritte, so wird die Bevölkerung ihm bald sehr ergeben sein und den Tag segnen, an dem sie von dem Umding ihrer sogenannten Republik erlöst wurde, ebenso wie viele Millionen von Franzosen es dankbar preisen, daß unser Kaiser Napoleon durch seine kräftige Handlung am 2. December 1851 Frankreich von der Anarchie, die seit 1848 darauf lastete, befreite, und als Retter der bürgerlichen Ordnung des französischen Volkes auftrat.

Daß der Prinz Napoleon durch seine Eigenschaften eine besonders taugliche Persönlichkeit für den mexikanischen Thron sein dürfte, glaube ich nicht, und so wird der Kaiser Napoleon ihn schwerlich dafür bestimmen. Ich als Franzose könnte es sonst nur wünschen, daß ein französischer Prinz, ein Sproß aus unserem glorreichen Stamm der Napoleoniden, diesen schönen Thron besteigen und Mexiko somit in die nächste Verbindung mit Frankreich bringen würde. Zwar würden die Engländer darüber grimmig die Zähne fletschen, wenn Mexiko in möglichst nahe Handelsverbindung mit Frankreich träte und die englischen Zeitungen würden nach



gewohnter Weise sich in albernen Drohungen ergießen und ihre Spalten mit pöbelhaften Schimpfereien anfüllen. Doch was macht dies wohl im Mindesten aus und nie wird ein vernünftiger Mensch in Frankreich und geschweige nun gar der Kaiser Napoleon, irgend wie welches Gewicht darauf legen, ob England schimpft und droht oder nicht. Wenn sich die Engländer allzu frech gegen uns Franzosen zeigen sollten, so schlagen wir sie verbientermaßen gehörig auf das Maul und eine Landung in London dürfte bei dem jezigen Bestand der französischen Dampfschiffsflotte gar nicht zu den Unmöglichkeiten gehören. Das wäre doch noch ein glorreicher Krieg; ich glaube wir französische Soldaten würden vor Freude außer uns gerathen, wenn es hieße, daß wir in England landen sollten.

Von dem Erzherzog Maximilian in Oesterreich, dem andern Kronbewerber, dessen Namen bei uns in Mexiko in letzter Zeit sehr viel genannt wurde, hörte ich vor 2 Jahren, als ich auf meiner Rückkehr aus China einige Tage mich in Triest aufhielt, nur Gutes. Er soll thätig, ehrgeizig und für neue großartige Schöpfungen sehr eingenommen sein und so mag es seinem Ehrgeize wohl schmeicheln, daß ihn der Kaiser Napoleon auf den Thron von Mexiko setzen will. Nun, ich will es ihm von Herzen wünschen, daß er sich auf seinem zwar sehr glänzenden, aber doch auch etwas unsichern Sitz behaupten mag und sowohl seine wie auch der Mexikaner Hoffnungen und Wünsche alle in Erfüllung gehen. Doch was geht mich, den französischen Bataillonschef, eigentlich Mexiko und dessen politische Zukunft

weiter viel an. Mir genügt es, daß wir auch dies Land, wie jedes andere, wohin uns der Kaiser Napoleon befohl, vollständig eroberten und unsere Fahnen abermals reiche Siegeslorbeeren erkämpften; alles Uebrige ist und muß mir auch vollständig gleichgültig sein. Wer als Soldat Politik treiben und eine besondere politische Meinung haben will, der sollte nur lieber gleich sein Ehrenkleid, die Uniform, ausziehen, denn er wird nur zu oft nicht dafür passen. So ist meine Ansicht, und ich weiß auch aus Erfahrung, mein alter Freund, daß Du sie vollkommen mit mir theilst.

Von Havanna nach Vera-Cruz fuhr ich mit einem kleinen französischen Postdampfer. Weder das alte nicht sehr bequeme Schiff noch die kleinen sehr überfüllten Kajüten, ja selbst die seemännische Geschicklichkeit der etwas bunt zusammengewürfelten Mannschaft konnten den Vergleich mit dem großen englischen Packetboot, welches mich von Europa nach der Insel Cuba gebracht hatte, aushalten und doch war ich sehr erfreut, als ich wieder unsere schöne Tricolorflagge über meinem Haupte in den goldig-blauen Himmel hineinflattern sah. Wir hatten fast nur französische Offiziere und Soldaten aller Waffengattungen, die zu ihrem in Mexiko befindlichen Korps wollten, am Bord, und wo die Krieger Frankreichs versammelt sind, da wird stets ein lustiges Leben sein, und man wird singen, lachen und Scherzen hören. Wahrhaftig in ihrer stets unerschöpflich guten Laune, die sich unter allen Himmelsstrichen der Welt und zu Lande wie zu Wasser vollkommen gleich bleibt, sind unsere Soldat

Wieder. Aus dem Tagbuch eines franz. Offiziers.

ten einzig, und auch schon mit aus diesem Grunde möchte ich nichts Anderes als französischer Offizier sein, und in keiner anderen Armee als in der unsrigen dienen. Wie finster und mürrisch sind dagegen diese englischen Landsoldaten, und wie gerathen sie nur in eine wilde, rohe Lustigkeit, wenn der Rum in ihre biden Köpfe steigt.

Daß wir uns jetzt unter den Tropen befanden, zeigte die immer stärkere Hitze. Besonders in den Mittagsstunden von 10—4 Uhr brannte die Sonne so glühend auf das Verdeck herab, daß das Pech zwischen den Jugen der Bretter zu schmelzen anfing, und kaum unter dem ausgespannten großen Zelt, auf dessen Leinwand stets mit vollen Eimern Seewasser gegossen wurde, einiger Schutz zu finden war. Selbst wir alten „Afrikaner“, welche doch schon von den algerischen Sommerkampagnen her an eine gehörige Hitze gewöhnt waren, fühlten hier, was eine Tropensonne vermöge. Köstlich jedoch waren die Abendstunden von 5—9 Uhr, denn alsdann trat sogleich nach sehr kurzer Dämmerung die nächtliche Dunkelheit ein. Unsere Soldaten, welche von 11—3 Uhr die schattigsten und kühlsten Plätze aufsuchten und träge umherlagen oder eine lange Siesta hielten, benutzten diese kühleren Abendstunden sogleich, um auf dem Verdeck zu tanzen oder auch gymnastische Spiele zu treiben. Ein Sprichwort sagt: „Wer gerne tanzt, dem ist leicht gepuffen“, und so genügten denn auch die Töne eines Signalhorns, welches ein kleiner, zufällig mit am Bord befindlicher „Clairon“ mit von Eitelkeit erzeugter, unermüdblicher Ausdauer blies, nur um 20—30 größtentheils bärtige Sol-

daten stundenlang zum lebhaftesten Tanze anzufeuern. Diejenigen von ihnen, welche die Damen bei diesen Tänzen vorstellten, mußten zur Unterscheidung ein weißes Schnupftuch um den Arm binden, dabei aber auch alle Bewegungen einer Dame nachmachen und sich überhaupt stets als solche benehmen. Da immer die langbärtigsten oder verwettert aussehenden Soldaten zu diesen Damenrollen am meisten ausgesucht wurden, so gewährte ihr Knicken und Weinschwingen und Kolettiren oft einen so komischen Anblick, daß wir Offiziere herzlich darüber lachen mußten. Besonders die Juaven, von denen wir ein halbes Duzend tolle Burtschen bei uns hatten, waren stets die gesuchtesten Damen.

Bei den gymnastischen Spielen ging es oft noch weit toller und muthwilliger zu. Besonders beliebt waren die Spiele, wo zwei Abtheilungen auf den Schultern stämmiger Kameraden hudepad sitzende Soldaten mit Plumpsäcken gegen einander fochten, oder auch die Soldaten mit gebeugtem Rücken beide Hände auf die Kniee gestützt, sich in einer langen Reihe hintereinander aufstellten, und nun der Hinterste stets über seine Vordermänner hinausvultigiren mußte.

Am letzten Abend vor unserer Einfahrt in Vera-Cruz nahmen diese Spiele, die bis dahin stets ohne sonderliche Unfälle vor sich gegangen waren, ein trauriges Ende. Es hatte sich zwischen einigen gewandten Matrosen, größtentheils Südfranzosen, welche am Bord des Dampfers dienten, und einigen Soldaten, welche besonders gute Gymnastiker waren, eine Art von Rivalität erzeugt, wer die besten Körperübungen und gymnastischen Kunststücke anstellen könnte, die zwar

für die Zuschauer sehr amüſant war, aber doch leicht unangenehme Vorfälle nachher erzeugen konnte. Wäre ich ein am Bord kommandirender Offizier gewesen, ich hätte diese Wettübungen entschieden unterſagt, da ich jedoch als bloßer Paſſagier reiſte, ſo begnügte ich mich, einzelne Soldaten zu warnen, ſich nicht allzuſehr dadurch zu übergroßen Tollkühnheiten hinreißen zu laſſen. Freilich trafen — wie dies bei unſeren Soldaten in ſolchen Fällen faſt ſtets geſchehen wird, meine Warnungen nur taube Ohren. So hatten denn auch ein junger, gewandter Matroſe, ein geborener Rizzarde, und ein bildhübſcher Corporal der Chaiſſeurs, der bereits die Krimmedaille und ein Ehrenzeichen aus dem italieniſchen Feldzug trug, und in ſeiner Jugend Schornſteinfeger in Paris geweſen war, untereinander um eine Flaſche Rum gewettet, daß der Chaiſſeur dem Matroſen jedes gymnastiſche Kunſtſtück nachmachen und auch überall in das Thauwert nachklettern wolle. Es war eine unſinnige Wette, die ich gerne unterſagt hätte, wenn meine Befehle Gewicht gehabt hätten; doch die Seeoffiziere ermunterten ihre Matroſen ſogar noch dazu, und der den Transport unſerer Landſoldaten kommandirende Hauptmann hatte nicht Energie genug, kräftig aufzutreten.

Zuerſt ging auch die Sache ſehr gut, der Chaiſſeur machte ſogar noch höhere und weitere Sprünge, als der Matroſe, und kletterte dieſem überall nach. Zulezt lief der Matroſe aber auf die äußerſte Spitze der längſten Raae, die über das Verdeck bis auf das Meer hinaus ragte, hinaus und ſtellte ſich dort die Arme ineinandergeschlungen frei und

ohne Anhalt auf. Ein allgemeiner Jubel der Matrosen belohnte diese Tollkühnheit, worauf der Mensch, so schnell und gewandt wie eine Raqe, am Thauwerk wieder hinunterglitt. Der Chaisseur-Korporal lief nun ebenfalls auf der Raa entlang, und stellte sich in der gleichen Stellung auf diesen gefährlichen Standpunkt hin. Kaum hatte er jedoch einige Sekunden so gestanden, da schlenkerte das Schiff zufällig ein wenig, er verlor die Balance und stürzte nun kopfüber von oben herab in das Meer hinein. Ein allgemeiner Schrei des Schreckens erscholl von sämtlichen auf dem Verdeck versammelten Soldaten und Matrosen. Mit Blitzesschnelle wurde nun dem aus der Tiefe des Meeres wieder auftauchenden eine Rettungsboje an einem langen Taae zugeworfen. Es gelang ihm, solche zu erfassen und sich daran so fest zu klammern, daß er nicht untersinken konnte. Schon ward in Eile ein Boot niedergelassen, wir betrachteten den Chaisseur als gerettet und ein freudiger Jubel erhob sich bereits. Plötzlich rief ein Steuermann, der weit vornen im Bugspriet vorneübergebeugt stand, „Ein Hay, ein Hay — da kommt er schon mit Gewalt angeschwommen.“ Entsetzt richteten sich alle unsere Blicke nach dem bezeichneten Punkt. Es war nur zu wahr, ein gewiß an 10 Fuß langer Hayfiß, dies schreckliche Ungeheuer des Meeres, kam in Eile angeschwommen, um seine fette Beute zu erhaschen. Wir riefen nun dem Schwimmer zu, er möge mit allen Kräften mit beiden Füßen umher schlagen und Lärm machen, um dadurch vielleicht den Hay, der sehr feige und alles Geräusch scheuend sein soll, zu verschrecken. Der Unglückliche hörte

ober befolgte wenigstens unsere Warnungen nicht. Schon war das Boot, in dem 4 Matrosen saßen, in das Wasser hinabgelassen, und die Ruderer rudereten mit äußerster Kraftanstrengung dem Schwimmenden zu, als plötzlich der Hai sich auf den Rücken warf, so daß wir vom Schiffe aus deutlich seinen weißen Bauch schimmern sehen konnten, und mit seinem gewaltigen, mit einer Doppelreihe scharfer Zähne bewaffneten Rachen nach den Beinen des Schwimmenden schnappte. Ein furchtbarer Todeschrei, wie solchen nur der größte Schmerz auspressen kann, ertönte, und das Meer röthete sich sogleich mit Blut. Als das Boot nun bei der Boye anlangte und der daran krampfhaft fest angeklammerte Oberkörper des Korporals hineingezogen wurde, waren beide Füße bis über das Knie abgebissen. Als wären die Zähne durch die Dampfkraft einer Maschine getrieben worden, so kräftig hatten sie die beiden Schenkelknochen durchgebissen, ein Beweis, welche Stärke in seinen Kinnbäden ein starker, ausgewachsener Hai besitzen muß. Kein Raubthier des Landes, selbst nicht einmal ein Tiger oder der große südafrikanische Löwe, hat eine solche zermalmende Kraft in seinem Rachen, als ein ausgewachsener Hai. Der unglückliche Korporal lebte noch unter großen Schmerzen eine halbe Stunde, war aber dabei von dem starken Blutverlust so ermattet, daß er nur noch einige wenige, kaum verständliche Worte stammeln konnte. Sein letzter schwacher Seufzer war „ma patrie“. Am Abend senkten wir die verstümmelte Leiche, die in ein Segeltuch genähet war, woran eine Kanonenkugel befestigt wurde, unter militärischen Ehren

bezeugungen in das Meer. Eine dreimalige Ehrensalve wurde dabei von 12 Soldaten abgefeuert, als Zeichen, daß der Verstorbene in drei Feldzügen für den Ruhm der französischen Waffen gekämpft habe. So starb ein braver Soldat, der allen Gefahren des Krim-, des italienischen und eines algerischen Feldzuges glücklich entgangen war, und der es bei ferneren Kriegen noch hätte bis zum General bringen können, auf eine so traurige Weise in Folge seiner übermüthigen Wette.

Selbst unter den Matrosen und Soldaten herrschte an dem Abend eine gewisse kummervolle Stimmung, und wie von selbst unterblieben alle lärmenden Spiele und gymnastischen Uebungen, ohne daß es nöthig gewesen wäre, sie zu untersagen. Am andern Tage beschäftigte die Erwartung unserer Landung in Vera-Cruz die Gemüther Aller so lebhaft, daß der traurige Eindruck dieses Unglücksfalles dadurch ganz verdrängt wurde. Ein kleiner Unfall an der Maschine unseres Schiffes, der uns zu einigen Stunden Aufenthalt zwang, verzögerte unsere Ankunft noch etwas. Gerade als die goldene Sonne in das tiefblaue, stille, auch von keinen noch so leisen Lüftchen gekräuselte Meer hinunter sank, rief der wachhabende Matelot vom Mastkorb: „Voyes le fanal de Vera-Cruz. Ein lauter, freudiger Ruf unserer Soldaten, welche der langen Seereise schon herzlich überdrüssig waren: „vive la France“ beantwortete dies freudige Signal. Da es zur Landung schon zu spät wurde, so blieb unser Dampfer die Nacht auf der Rhede liegen. Der Gedanke, morgen früh einen neuen Welttheil zu betreten, in



dem wir Alle für den Ruhm unserer Waffen kämpfen, Manche aber auch den Kriegertod finden sollten, versetzte unsere Soldaten in eine so freudige Aufregung, daß während der ganzen Nacht kaum auf dem Schiffe an Schlaf zu denken war. Wir Offiziere opferten gerne die Reste unserer Vorräthe an Wein und Rum, die wir noch von Havanna mitgebracht hatten, um den Soldaten zuletzt noch eine Abschiedsbowle schenken zu können. Behend plaudernd und singend saßen diese in buntem Kreise, alle verschiedenen Waffengattungen, Chasseurs, Zuaven, Artilleristen, Chasseurs d'Afrique, Voltigeurs und Grenadiers durcheinander gemischt, um die mächtige Bowle, die aus einem leeren Schiffseimer bestand, und ließen ihre vollstimmigen Lieder in die laue, dunkle Nacht hineinschallen. Der Gesang: „par la voix du canon d'alarme, la France appelle ses enfants. Allons dit le soldat aux armes“ u. s. w. erscholl am häufigsten, zwar ist dies Lied eigentlich republikanischen Ursprunges und uns Soldaten des Kaisers ziemt es gerade nicht, irgendwie nur die mindeste Sympathie für irgend etwas, was an eine Republik erinnert, zu haben, doch hat es eine so schöne, kräftige Melodie, daß ich es stets gerne singen hörte, und auch meinen Zuaven dessen Gesang erlaubte, obgleich manche Regimentskommandeure solches nicht sonderlich mögen. Wenn meine Zuaven auch dies republikanische Lied singen, so sind sie trotzdem, wie dies auch ihre Pflicht und Schuldbigkeit ist, durchweg gut kaiserlich gesinnt und wenn es unser Kaiser befiehlt, so werden wir jede Republik mit den Kolben unserer Gewehre zerstampfen. Der

Kapitän unseres Transportdampfers, der wahrscheinlich herzlich erfreut war, daß er seiner lebendigen Fracht von unruhigen Soldaten und leicht unzufriedenen Offizieren, die ihm — wie dies in solchen Fällen stets geschehen wird — wohl mancherlei Aerger und Verdruß bereitet hatten, am andern Morgen los wurde, hatte uns Offiziere ebenfalls noch zu einer letzten Abschiedsbowle eingeladen. Drei See- und neun Landoffiziere, von denen Jeder zufällig einer andern Waffengattung angehörte, denn die Zuaven, die Siniensinfanterie, die Chasseurs à pied et Chasseurs d'Afrique, die Artillerie, das Geniekorps, der Generalstab und die Feldartillerie waren unter uns vertreten, bildeten die Tafelrunde, die auf dem Hinterdeck um einen mit edlen Weinen und gut bereiteten Speisen reichbesetzten Tisch saß. Wir plauderten, lachten, hörten dem Gesang unserer Soldaten zu, erzählten uns die verschiedensten merkwürdigsten Begebenheiten aus unserem Leben, was bei den meisten von uns ein sehr bewegtes gewesen war, bliesen den Dampf unserer westlichen Havanna-Cigarren in die Luft hinaus und erfreuten uns der milden, förmlich weich sich um unsere Glieder legenden Seeluft, von dem dunklen Himmel strahlte in hellem Glanze das prächtige Sternbild des südlichen Kreuzes herab, ein untrügliches Zeichen, daß wir uns innerhalb der beiden Wendekreise befanden. Es war eine wundervolle Nacht, Keiner von uns fühlte Neigung, in die engen, heißen Schlafcoyen hineinzukriechen, und so blieben wir Alle bis zum hellen Morgen sitzen, wobei dann später wohl einer oder der andere auf ein halbes Stündlein in einen

leichten Schlummer fiel. Aus der Ferne blühte das Leuchtfeuer vom Molo des Hafens von Vera-Cruz, und auch die Lichter aus den Fenstern des starken Forts St. Juan de Ulua, welches in der Kriegsgeschichte Mexiko wiederholt eine bedeutende Rolle spielte, konnten wir sehen. Von uns neun Landoffizieren, die wir damals in so froher Stimmung die letzte Nacht am Bord des Schiffes vor Vera-Cruz verbrachten, sind im Laufe dieses einen Jahres, welches seitdem verstrich, bereits vier in Mexiko gestorben. Der Artilleriekapitän, ein sehr guter Soldat, ward durch einen Bombensplitter vor Puebla so schwer verwundet, daß er einige Tage darauf starb, der Chasseurs à pied-Lieutenant blieb beim Sturm einer Barrikade in Puebla, der Genieoffizier starb am gelben Fieber, dieser schrecklichen Seuche, die wir Alle hier ungleich mehr fürchten, als sämtliche Guerilleros des mexikanischen Staates, und der Gensdarmarioffizier ward von einem Lepero meuchelmörderisch erstochen. Doch was thut's, das einzelne Familienglück mag durch diese Opfer immerhin leiden, im Ganzen aber hat Frankreich stets muthige, ehrgeizige und gewandte Söhne genug, um die entstandenen Lücken in unserem Offizierkorps und den Reihen unserer Soldaten mehr als hinreichend auszufüllen.

Die Sonne war am andern Morgen kaum im Aufgehen begriffen, so sandte uns der französische Hafentendant von Vera-Cruz, dem wir schon am Abend unsere Ankunft signalisirt hatten, ein Regierungsboot mit einem Lootsen. Mit dem heranbrechenden Tag liefen wir denn auch im Hafen ein. Wir Alle standen neugierig auf dem Verdeck,

um die verschiedenen Scenerien, die uns umgaben, mit spähenden Blicken zu mustern. Zuerst kamen wir bei einigen großen französischen Kriegsfregatten vorbei, die unser Dampfer vorchriftsmäßig durch die bestimmte Anzahl von Salutgeschüssen begrüßte, und deren Erwiderung wieder empfing. Auch die weißen Häuser von Vera-Cruz traten bald so klar hervor, daß man selbst mit unbewaffnetem Auge ihre Fenster deutlich erkennen konnte. Wer spanische Land- und Seestädte gesehen hat, wird auf den ersten Blick sogleich wissen, daß Vera-Cruz nur von den Spaniern und keinem andern Volk der Welt gegründet sein kann, denn in seiner ganzen Anlage wie in der Bauart seiner Häuser, gleicht es den Seestädten des Mutterlandes so vollkommen, wie ein Ei dem andern. Auch nichts ist in seinem äußeren Anblick vorhanden, was es von einer andalusischen Hafenstadt unterscheiden könnte.

Von der Cathedrale der Stadt, einem großen, prächtigen Gebäude, wie dies fast alle von den Spaniern in Mexiko erbauten Kirchen sind, schlug es gerade 9 Uhr Morgens, als mein Fuß die Quabern des Molos von Vera-Cruz und somit einen neuen Welttheil betrat. Ihr Deutschen in euren lieben, gemüthlichen deutschen Kleinstaaten habt unstreitig mancherlei Vortheile vor uns Franzosen voraus, und gar besonders viele Offiziere der einzelnen Contingente Eurer sogenannten deutschen Bundesarmee (deren verzwickte und verzwickte Organisation ich, beiläufig gesagt, niemals zu ergründen vermochte) würden sich sehr bedanken, mit uns französischen Offizieren zu tauschen. Sie leben un-

gleich ruhiger und behaglicher, können mit weit größerer Ruhe und Behaglichkeit ein treues Weibchen heimführen, dann Kinder erzeugen und erziehen, ihren Hühnerhof besorgen, ihren Kohlgarten pflanzen; sind vor allzuweiten Versetzungen sehr sicher, brauchen sich nicht in diesem oder jenem Feldzug böse Wunden oder aufreibende Krankheiten zu holen, werden bei ihren Paraden, oder wenn es hoch kommt, bequemen Brigademänovern dick und fett, kurz leben herrlich und in Freuden. Eins aber müssen alle diese Herren sicherlich entbehren, und schon um dieses einen Mangels wegen möchte ich nun und nimmermehr Offizier in einem kleinen Kontingente sein, das ist nämlich, die Fahne, der man angehört, in den verschiedensten Ländern hochgeehrt in den Lüften wehen zu sehen, und überall von den frohen Kreisen siegreicher Kameraden jubelnd empfangen zu werden. O, es ist dies ein so schönes, stolzes Gefühl, daß ich solches um nichts in der Welt missen möchte. Und wie oft ward mir nun schon das Glück zu Theil, dies empfinden zu können. Als mein Fuß zuerst den afrikanischen Boden betrat, da fiel mein Blick sogleich auf die Tricolorfahne von der Casba in Algier, und liebe Kameraden, die schon längst als Sieger in der durch französische Tapferkeit eroberten Stadt hausten, begrüßten mich jubelnd. Und als ich 1857 in der Krim bei Balaklava landete, wehten nicht ebenfalls dort siegreich unsere Fahnen, und standen wir nicht als Sieger auf dem fernen Boden Rußlands? Ein Gleiches war 1859 in Genua der Fall, das bei unserer Landung vollkommen einer französischen Garnisonsstadt gleich, und ein

Jahr später konnte ich im weitentlegenen China abermals die siegreiche Fahne Frankreichs erblicken, ein Anblick, der mir 1862 in Rom dann wieder zu Theil ward. Und nun 1863 das gleiche Schauspiel, die gleiche Freude wieder in Vera-Cruz, auf amerikanischem Boden. Welch deutscher Offizier kann wohl solche Freuden genießen, und wiegen diese für einen ehrgeizigen thatkräftigen Soldaten nicht tausendfach alle die vielen kleinen und großen Leiden und Entbehrungen auf, denen wir bei unserem Nomadenleben nur zu oft ausgesetzt sind? Ich weiß recht gut, daß es sowohl in Deutschland, als auch bei uns in Frankreich Tausende und abermals Tausende von Philistern gibt, welche von all diesem Ruhm und der Ehre nichts wissen wollen, und lieber im bequemen Ehebetto liegen und sich die Nachtmüge über die Ohren ziehen, als unser Kriegsleben führen möchten — nun, ich freue mich, daß in meinen Adern ein rascheres, feurigere Blut fließt, und beneide diese Amphibien wahrlich nicht um ihr Fischblut.

Der Jubel bei uns Allen, als wir bei unserer Landung in Vera-Cruz sogleich die Tricolorfahne erblickten und von unseren verschiedenen Kameraden mit lauten Freudensäußerungen empfangen wurden, war so groß, daß wir wie von selbst in ein freudiges „vive l'empereur“ ausbrachen. Verdankten wir doch der Thatkraft unseres Kaisers allen diesen Kriegsrühm.

Auf dem Place de Mercade von Vera-Cruz, einem hübschen, von stattlichen Häusern eingefassten Platz, empfangen wir unsere einzelnen Quartierbillets, und die den verschie-

denen Truppentheilen angehörenden Soldaten unseres Transports wurden getrennt, um sich zu ihren Waffengattungen zu begeben. Die eigentliche Garnison der Stadt bestand aus zwei Bataillonen Marineinfanterie, doch waren Detachements von vielen andern Truppentheilen daselbst vorhanden. So fehlte es denn für mich nicht an Bekannten, und gleich in den ersten Stunden meiner Ankunft tauschte ich manch warmen Händedruck mit mehreren Bekannten und Freunden aus, in den verschiedensten Punkten der Welt hatten wir uns kennen gelernt und auch zuletzt gesehen. Hier mit dem einen war ich in St. Cyr zusammengewesen, hatte ihn aber seit Sebastopol nicht wieder gesehen, da er später ein Commando in Sierra-Leone an der Goldküste von Afrika gehabt, mit dem andern hatte ich manche beschwerliche Märsche in Algerien zusammen gemacht, und dann den letzten Scheidetrunk aus der gemeinsamen Feldflasche am Abend vor der Schlacht bei Magenta mit ihm gethan. Der Arme war dort schwerverwundet in die Gefangenschaft der Oesterreicher gefallen, von diesen aber auch nach seiner Versicherung auf das Beste behandelt und gepflegt worden, wie er denn auch das kameradschaftliche Wesen der österreichischen Offiziere ungemein lobte. Durch seine schwere Wunde war aber der linke Fuß so gekrümmt worden, daß er etwas hinkte, so daß mein Freund für den activen Felddienst nicht mehr brauchbar war, und jetzt als Platzadjutant in Vera-Cruz, wozu er sich vortrefflich eignete, verwendet wurde. Mit einem Marineinfanterieoffizier, der mich auch sogleich jubelnd begrüßte, war ich längere Zeit zusammen in Tienting am

Beho-Flusse in China in ein und demselben Quartier gewesen. Meinem Kameraden, der ein wahrer Don Juan war, hatte sich dort ein sehr hübsches, aber unbändig wildes Malayenmädchen zugefellt. Eines Tages gerieth diese über eine junge Portugiesin, welche meinen Freund besucht hatte, in eine so eifersüchtige Wuth, daß sie mit einem langen Kris (malayischer Dolch) auf den Ungetreuen zustürzte, um ihn zu erstechen. Glücklicher Weise traf sie in ihrer wilden Aufregung ihr Ziel nicht, sondern stieß mit der Klinge durch den weiten Ärmel des chinesischen Schlafrocks, welchen der Offizier trug. Ich war in einer anderen Ecke des Zimmers gerade mit Zeichnen beschäftigt gewesen, als diese Scene geschah, sprang aber nun sogleich herzu, wobei ich in der Eile den Tisch mit dem Fuß umstieß, so daß die Lutsche über meine ganzen Zeichnungen floß, und umklammerte die Wüthende von rückwärts mit beiden Armen. Sie war so in Wuth, daß sie wie eine Tigerkatz brüllte, und mir wiederholt in die Schulter biß. Ihre scharfen, perlenweißen Zähne drangen durch Rock und Hemde durch, und verursachten mir zwei kleine Bißwunden, die zwar nicht tief aber so schmerzlich waren, daß sie sich so entzündeten, daß ich eine mehrwöchentliche ärztliche Behandlung deshalb nöthig hatte. Wir zwei Offiziere banden nun das wüthende und schreiende Mädchen mit der äußersten Anstrengung, um weiteren Schaden zu verhüten, und ließen sie später mit einem guten Reisegeld versehen, zu Schiff von Tientfing nach Singapore bringen, von wo aus der Marineinfanterieoffizier sie mit nach Tientfing gebracht hatte. Solche Malayenmädchen



sind in der Regel ebenso feurig in ihrer Liebe, wie glühend in ihrem Haffe, und auf die Länge hat ein näheres Verhältniß mit ihnen sehr viele Unbequemlichkeiten. Diesen Offizier, den ich seit China nicht wieder gesehen hatte, traf ich nun auf der Alameda von Vera-Cruz, und wir freuten uns sehr über dies unerwartete Wiedersehen. Seiner Gewohnheit nach führte er auch hier wieder ein wahres Don Juan-Leben, und hatte der zärtlichen Verhältnisse mit hübschen Creolinen schon manche. Schon gleich am ersten Abend weihte er mich in die galanten Mysterien von Vera-Cruz ein. (Es folgen jetzt längere Stellen, die zwar sehr pikant sind, welche ich aber absichtlich weglasse, da mir solche für die Augen etwaiger jugendlicher Leser oder gar schöner Leserinnen nicht sonderlich geeignet erscheinen. Der Herausgeber.)

Als wir in Vera-Cruz landeten, hatte das gelbe Fieber fast gänzlich aufgehört, früher aber schon längere Zeit stark gewüthet, und leider nur zu zahlreiche Opfer unter der französischen Garnison gefordert. Diese „Tierra calierte“, wie der heiße, niedere Küstenstrich von Mexiko so bezeichnet wird, ist während der warmen Jahreszeit eine ungemein ungesunde Gegend, in der schon Tausende von Europäern sich ihren Tod geholt haben. Wen nicht ganz unerlässliche Pflichten in diesen niederen, heißen Hafenstädten zurückhalten, der fliehet solche während der 3—4 ungesunden Monate auf das Eiligste und verbringt diese Zeit in der „Tierra templada“, oder gemäßigten Bergzone, welche schon einige Meilen hinter Vera-Cruz aufzusteigen beginnt. Frei-

sich mancher Kaufmann, Handwerker, Seemann und jetzt auch Soldat, muß nothgedrungen während der Fieberzeit in Vera-Cruz oder in irgend einer anderen heißen Küstenstadt zurückbleiben, und da fehlt es denn nicht an traurigen Opfern. Ungleich mehr als durch die Schwerter und Kugeln der Mexikaner haben wir während dieses Feldzuges bereits durch das gelbe Fieber Soldaten verloren, und gar mancher brave Krieger, der allen Gefahren unserer bisherigen Feldzüge getrotzt und voll heiteren Muthes „la belle France“, sein geliebtes Vaterland verlassen hatte, fiel hier den meuchlerischen Angriffen des gelben Fiebers. Wo diese Plage des Südens arg haust, da ist sie eine ungleich schrecklichere Geißel als selbst die Cholera, da sie mehr Opfer als diese fordert. Selbst die stärksten Constitutionen unterliegen solcher, und gesunde, wie die Eichen so kräftige Männer, die am Abend vielleicht noch frisch und munter sich fühlten, sind am nächsten Morgen schon eine Leiche. Die ersten Symptome des Fiebers sind gewöhnlich starkes Kopfweh und große Schwere in den Gliedern, so daß der Erkrankte vor Mattigkeit zusammenbricht. Bald wird das Gesicht gelb und immer gelber, und selbst das Weiße im Auge und die Nägel nehmen diese Farbe an, je mehr die Galle in das Blut tritt. Ein fürchtbarer Durst, ein häufiges Erbrechen und eine heftige Aufregung, die sich öfters sogar bis zur Raserei steigert, zeigen sich im ferneren Verlauf der Krankheit, worauf dann gewöhnlich bald der Tod eintritt und den Unglücklichen von seinen ferneren Leiden erlöst.

Als einziges Rettungsmittel bei einem vom gelben Fieber  
Wiedbe. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 4

befallenen Kranken dienen starke Aderlasse und dann das Eingeben von Chinin. Manche genesen zwar von dieser Krankheit und werden allmählig wieder ganz gesund, obgleich sie gewöhnlich monatelang an den üblen Nachwehen zu leiden haben, und so geschwächt werden, daß sie zu keinem Kriegsdienst tauglich sind, noch mehr aber unterliegen. Der Kirchhof von Vera-Cruz birgt schon gar manche Söhne Frankreichs als Opfer. Muß ein Europäer während der heißen Jahreszeit in einer ungesunden Fiebergegend verweilen, so kann ihn nur die äußerste Vorsicht einigermaßen schützen. Er muß es sorgfältig vermeiden, während der heißen Mittagsstunden von 11—3 Uhr, und dann auch in den späteren Abendstunden nach 10 Uhr, wo häufig ein starker Thau fällt, im Freien zu sein, und kann eigentlich nur des Morgens von 6—10 Uhr und des Abends von halb 4—8 Uhr sich draußen aufhalten. Jede Erkältung, die nur zu leicht zum gelben Fieber führen kann, ist sorgfältig zu vermeiden. Ebenso sind Diätfehler fast stets von den allerschädlichsten Folgen. Die herrlichen Früchte der Tropen, diese riesigen, aromatischen Ananasse, Orangen, Feigen, Melonen, Bananen, Agaven u. s. w., die so wohlfeil sind, daß man für ein Paar Sous ganze Massen davon bekommt, verführen die unerfahrenen Europäer nur zu leicht zu übermäßigen Genüssen darin, die fast stets von den übelsten Folgen sind. Ebenso ist das viele Trinken von spirituosen Getränken äußerst gefährlich, und ein Rausch kann häufig die tödtlichsten Folgen haben. Die englischen Matrosen und Soldaten; die es nun einmal nicht lassen

können, sich, sobald sie Geld haben, in Rum voll und trunken zu saufen, fallen deshalb in Westindien und den Küstengegenden von Südamerika wie die Fliegen dem gelben Fieber zum Opfer. Die beste Diät ist, des Morgens eine Tasse heißen, schwarzen Kaffees mit einem kleinen, gut ausgebackenen Weizenbrod zu genießen, des Mittags um 11 Uhr eine leichte Mahlzeit von einem oder einigen gebratenen Fleischgerichten nebst gekochtem Gemüse und dazu eine halbe Flasche Wein oder ein Glas bitteren Schnaps und des Abends Chokolade und ebenfalls einige leichte Mehlspeisen. Unsere Soldaten hier erhalten Kaffee, gebratenes Ochsenfleisch und alle Tage ein Glas auf Chinin abgezogenen Brantwein, und diese Diät bekommt ihnen vortrefflich. Uebrigens ist das gelbe Fieber sehr ansteckend, und ich will lieber mit Cholera-kranken, ja selbst mit Pestkranken in Berührung kommen, als mit den vom gelben Fieber Befallenen verkehren. Besonders die vom Schweisse der Fieberkranken feuchten Kleidungsstücke verbreiten die Ansteckung auf eine furchtbare Weise. In den höheren Gegenden Mexikos kommt das gelbe Fieber niemals vor, und wenn es selbst durch Ansteckung dahin verschleppt wird, erlischt es alsbald wieder. So viel von dieser Landplage der „Tierra caliente“ des mexikanischen Staates.

Merkwürdig ist, daß die Neger nur in den allerwüsten Fällen vom gelben Fieber befallen werden. So viel wie möglich hat man daher für alle militärischen Zwecke in Vera-Cruz Neger aus Algerien und dann aus unseren westindischen Kolonien Martinique und Gouadeloupe, die

sich hinsichtlich ihrer Körperconstitution vortrefflich dazu eignen, verwandt. Um aber noch mehr Negertruppen für den dortigen Garnisonsdienst zur Verfügung zu haben, wußte unser Kaiser Napoleon in seiner umfassenden Sorge für das Wohl der Armee den Vicelkönig von Aegypten zu bewegen, daß er ihm gegen Geld und gute Besoldung zwei Negerbataillone während der Dauer dieses Feldzuges überließ. Gewisse liberale Journale in Frankreich und andern Ländern haben diese Maßregel zu tabeln und als eine Art von Sklavenhandel darzustellen gesucht. Es ist dies ein so unverständiges, jeden Grund entbehrendes Geschwätz, wie solches die Oppositionszeitungen, wenn sie sich erkühnen, über militärische Maßregeln aburtheilen zu wollen, nur zu oft führen. Alle diese von Aegypten uns überlassenen Negersoldaten befinden sich jetzt ungleich besser, und werden höher besoldet, gesunder genährt, bequemer gekleidet und humaner behandelt, als sie dies in ihrem Vaterlande jemals gewohnt gewesen sind. Sie priesen ihren jetzigen Dienst im französischen Heere als die glücklichste Zeit ihres Lebens, haben gar keine Neigung, jemals wieder nach Aegypten zurückzukehren, und wollen für immer gerne in Vera-Cruz bleiben, wo sie eigentlich wenig zu thun haben, und auch weiter nicht den mindesten kriegerischen Gefahren ausgesetzt sind.

Da ich einige Tage in Geschäften in Vera-Cruz verweilen mußte, obgleich mich meine Ungeduld sehr nach Orizaba drängte, wo das Bataillon, dessen Führung ich übernehmen sollte, in Garnison stand, so erhielt ich mein Ein-

quartirungsbillet auf das Haus eines wohlhabenden Creolen, welches in einer nach dem Mercade-Platz führenden Straße lag. Das äußere Aussehen des Gebäudes war nicht gerade sehr einladend. Nur eine hohe, weiße, nicht sonderlich reingehaltene, ganz fensterlose Wand mit einem großen, fest verschlossenen Thorweg war auf der Straße zu sehen. Es sah in der That ganz wie eines dieser Häuser der Muhamedaner in Algerien aus, über deren ödes, todttes Aussehen ich mich früher so oft gewundert habe. Nach mehrmaligem vergeblichem Läuten mit einer Glocke öffnete sich endlich der Thorweg, und ein alter Nestice, der die Stelle eines Haushofmeisters zu vertreten schien, empfing mich mit der großen Höflichkeit, welche alle Stände ohne Ausnahme in Mexiko sowohl unter sich, wie auch in ihrem Verkehr mit den Fremden beobachten. Das Kostüm des Alten war ein ganz eigenthümliches. Er trug einen langen, himmelblauen Livreefrack, so dicht mit schweren, echt silbernen Borten besetzt, daß er gewiß für einige hundert Thaler Silberwerth auf dem Leib hatte. Dabei war aber das Tuch des Fracks gewiß seit Wochen nicht ausgebürstet, und aus dem zerrissenen Ellenbogen sah ein Hemd von ungemein zweifelhafter Reinlichkeit hervor. Grobe, graue, weite Pantalons von ungebleichtem Baumwollenzeug und plumpe Sandalenschuhe von braunem Ochsenleder bildeten einen scharfen Contrast gegen diese silbergeschmückte Livree. Da ich noch ein Neuling im mexicanischen Leben war, so erstaunte ich über diesen grellen Gegensatz von Pracht und Schmutz, Verschwendung und Geiz, Glanz und Unordnung

in der Erscheinung dieses alten Haushofmeisters: nach einem Aufenthalt von einigen Wochen hieselbst hatte ich sie ganz natürlich gefunden. Nirgends wohl in der Welt tritt Reichtum und wieder Aermlichkeit, Prachtliebe und Schmutz, Verschwendung und Geiz so dicht neben einander und findet sich nicht allein in der Kleidung, sondern auch in der Hauseinrichtung, dem Mobiliar, den Equipagen, kurz in Allem und Jedem vereinigt, als gerade in Mexiko. Eine vollkommene Uebereinstimmung, ein gut zu einander Passen habe ich hier fast nirgends, in keinem Hause und bei keiner einzigen mexikanischen Familie gefunden, sondern irgend eine auffällige Disharmonie macht sich gleich auf den ersten Blick bemerkbar. Wie ganz anders ist es hierin in England, und auch, wenn freilich nicht in gleich hohem Grade, bei Euch in Deutschland. Ich mag zwar im Uebrigen die Engländer grundsätzlich nicht leiden, aber den Vorzug, daß sie es mit meisterhafter Geschicklichkeit verstehen, ihre Hauseinrichtung, ihren Anzug und gar vor Allem ihre Equipagen in vollkommene Uebereinstimmung zu bringen, kann man ihnen nicht absprechen. Wirklich bequem und comfortable kann man nur in einem englischen Hause wohnen.

Der alte mexikanische Haushofmeister in seiner durchlöcherten, silberbordirten Livree empfing mich mit wahrhaft vornehmer Höflichkeit und einem Anstande, den ich nur allen Euren deutschen Kammerherren, die darin nur zu oft gar Vieles vermissen lassen, wünschen möchte. Ich reichte ihm mein Quartierbillet, er besah solches genau, und als ich ihn nun in meiner schlechten spanischen Sprache, die ich

einst von einer schönen Andalusierin, welche in Oran einige Monate meine Geliebte gewesen war, gelernt hatte, bat, mir mein Zimmer anzuweisen, sagte er in dem artigen mexitanischen Tone: „con muchissimo gusto sennor“ (mit dem größten Vergnügen, mein Herr), öffnete den Thorflügel scharenweit und lud mich dann durch eine sehr würdevolle Handbewegung ein, ihm zu folgen. Schon der Hof, in den wir jetzt eintraten, gewährte einen ganz anderen Anblick, als die Außenseite des Hauses. Er war mit Marmorquadern gepflastert und eine lustige plätschernde Fontaine ließ ihr Wasser in ein großes, mit Sculpturarbeit verziertes Marmorbassin fallen. Sehr schöne, hochstämmige Orangebäume in mächtigen Kübeln, deren dunkles Laub fast von den reichen Blüten, die sie trugen, weiß bedeckt war, standen neben andern tropischen Gewächsen um dies Bassin, und ihr Blüthenduft erfüllte fast den ganzen Hofraum mit so aromatischen Wohlgerüchen, daß es für meine Geruchsnerven beinahe zu stark wurde. Alle Fenster des weitläufigen, niederen, nur 1 1/2 Stock hohen Wohnhauses hatten keine Glasscheiben, sondern dichte, grüne Jalousien zum Schutz gegen die Sonnenstrahlen und außerdem noch grüne Fliegenetze, wie man solche in Deutschland häufig als Vorsetzer bei Parterrewohnungen gebraucht.

Mit diesem Marmorboden und der sonstigen Pracht des Hofes contrastirte es sehr, daß gewiß seit Wochen hier nicht mehr getehrt war, und Orangenschalen, Bohnenhülsen und andere Abfälle der Küche zu hohen Haufen aufgeschichtet umherlagen. Durch eine hohe, kühle, halbdunkle Halle führte



der Haushofmeister mich nun in das mir bestimmte Zimmer und ließ mich mit artiger Verbeugung darin eintreten. Nur in Mexiko kann man ein solch eigenthümliches Gemisch von Einfachheit und Reichthum, Glanz und Unordnung finden, als das Zimmer zeigte. Der Fußboden bestand aus kleinen, bunten Ziegelsteinen, und war hin und wieder mit künstlich geflochtenen Strohmaten bedeckt, schien aber die Wohlthat eines tüchtigen Rehrbesens seit längerer Zeit nicht empfunden zu haben. Die Wände waren weiß angestrichen und ebenso die Decke, doch schimmerte diese weiße Farbe ersichtlich schon in verschiedenen grauen Schattirungen, wie denn auch einige Spinnen sehr gemüthlich in den Ecken ihre großen Netze ausgesponnen hatten, ohne jemals eine Störung befürchten zu müssen. Die Ausmöblirung des großen, hohen, mit drei Fenstern nach dem Hofe gehenden Gemaches war ungemein einfach und bestand nur aus einem Waschtisch, einem anderen Tisch in der Mitte, aus einfachem, unangestrichenem, weichem Holz, roh gezimmert und drei bis vier schlechten Rohrstühlen. Von Kommoden, Schränken, oder gar einem Sopha war nichts zu erblicken. In einer Ecke stand die Bettstelle, welche aus einer zwischen vier hohen Pfosten ausgespannten Ochsenhaut bestand. Später ward eine harte Matraze und ein Kopspolster mit einer Leinwand überzogen, darauf gelegt, während eine bunte mexikanische „Tarape“ (mexikanische Decke) zum Zudecken diente. Auch Musquito-Vorhänge verschaffte mir die Sorgfalt des alten Haushofmeisters. Von dieser fast ärmlichen Einfachheit stach aber das schwere Silbergeschirr von massivem Silber auf dem

Waschtisch von Lannenholz, und der Nachtopf von Silber unter der Ochsenhaut des Bettes ungemein ab. Auch der Rahmen des alten Spiegels, der im Zimmer hing, war stark mit massiven Silberverzierungen geschmückt, das Glas hingegen halb erblindet und so schlecht geschliffen, daß es mein Gesicht immer als ein schiefverzogenes Zerrbild zeigte, wenn ich hineinblickte. Zur Eitelkeit konnte einen dieser Spiegel wahrlich nicht verführen. Das kleine Becken zum Weihwasser unter dem Heiligenbild gleich an der Stubenthüre war ebenfalls von Silber, wie mir denn auch am Abend ein Diener zwei hohe, massiv-silberne Leuchter von alterthümlich getriebener Arbeit in das Zimmer setzte. Von diesem Reichthum an massiven Zimmergeräthschaften, welche man in den Häusern alter, reicher, mexicanischer Familien trifft, wird man sich keinen Begriff machen können. Das meiste Geschirr, was man bei uns von Glas oder Porcellan findet, ist hier von massivem Silber, und silberne Teller und Schüsseln auf dem Mittagstisch gehören gar nicht zu den Seltenheiten. Freilich esse ich lieber von einem hübschen, gut gereinigten Porcellanservice und trinke aus sauberen Crystallgläsern, als aus diesen schweren Silberschüsseln und Trinkbechern hier in Mexiko, deren Reinlichkeit dann oft nur zu viel zu wünschen übrig läßt.

Da ich meinen eigenen Bedienten erst bei meinem Bataillon in Orizaba empfing, so hatte mir mein Freund, der Marineoffizier, seinen Bedienten, einen raschen, gewandten Mulatten von der Insel Martinique gebürtig, gesandt. Mit dessen Hülfe packte ich meinen Koffer aus und verpackte mich

überhaupt in einen besseren Anzug, als ich auf der Seereise getragen. Ich war noch damit beschäftigt, als mir ein Diener des Hauses, der seiner schwarzbraunen Hautfarbe nach ebenfalls mehr afrikanisches als europäisches Blut in seinen Adern zu haben schien, und dabei äußerst schlampig gekleidet war, auf einem silbernen Präsentirteller vortrefflich zubereitete Chokolade nebst einigen kleinen Maistüchen (tortillas genannt) brachte. Sodann theilte er mir mit, daß die Sennorita des Hauses in einer halben Stunde bereit sein werde, meinen Besuch zu empfangen. Der Sennor sei aber schon am frühen Morgen auf eine benachbarte Hacienda gefahren und werde erst am späten Abend wieder heimkehren. Nun, ich will es nur gestehen, daß meine Eitelkeit mich gewaltig kitzelte, einen möglichst vortheilhaften Eindruck auf diese erste Repräsentation der Damenwelt Mexikos, welche mein Auge erblicken sollte, zu machen. So zog ich denn meine beste Uniform an, salbte meinen Schnurrbart mit der doppelten Portion der besten Pariser Bartwische, goß ein halbes Flacon Eau de Cologne in mein Taschentuch, kurz, pußte mich wie ein junger Lieutenant, der so eben aus der Schule von St. Cyr entlassen, den ersten Ball besuchen will, heraus. Selbst die Spielerei eines päpstlichen Ordens, den ich, ich weiß in der That nicht wofür, einst erhalten habe, und sonst niemals trage, da mir alle solche für nichts und wieder nichts, oder für eine bloße Parade verliehenen Orden zu lächerlich und den Spott herausfordernd vorkommen, legte ich heute an, da ich gehört hatte, daß die Mexikanerinnen alle gute Katholikinnen seien und

ich somit glaubte, ein päpstlicher Orden würde in ihren Augen Bedeutung haben. Ich mußte eigentlich über meine Eitelkeit selbst lachen, als ich mich in dieser Weise herausgeputzt im Spiegel mit meinem darin schief erscheinenden Gesichte erblickte. Mit meinen 42 Jahren hätte ich wohl eigentlich schon vernünftiger sein können.

Gegen 12 Uhr erschien denn wieder der alte Haushofmeister, um mich zu der Sennorita des Hauses zu führen. Ein Anblick, den ich niemals wieder vergessen werde, und sollte ich auch Methusalahs Alter erreichen, bot sich mir dar, als ich in das Gemach geführt wurde. Auf einer Schaukelmatte ruhte nämlich in halb liegender, halb sitzender Stellung eine Dame, deren Alter wohl zwischen 40—50 Jahre betragen mochte. Sie war so dick und ausgegangen wie ein fettgemästeter Truthahn, und schien körperlich so bequem zu sein, daß sie kaum einige Schritte gehen konnte. In ihrer Jugend war sie vielleicht recht hübsch gewesen, und ihre dunklen, feurigen, vielverlangenden Augen, wie auch ihr glänzend schwarzes, reiches Haar hätte selbst der größten Schönheit zur Bierde gereicht, jetzt aber mit ihrer Stärke und ihrer gelbbraunen Hautfarbe bot sie einen nichts weniger als verlockenden Anblick dar. Dabei war diese dicke, watschelige, pumpeliche Dame mit einem ziegelrothen Seidenkleide, vornen am Halse tief ausgeschnitten, daß man ihre Chimborasso von Brüsten, die weit hervorquollen, bequem sehen konnte, und über und über mit allen möglichen bunten Bändern, Franzen und Volants besetzt, bekleidet. An Schmuckstücken aller Art trug sie fast einen halben Juwe-

lierladen an sich, um ihre dicken, kurzen Arme waren mindestens ein halbes Duzend goldener Armbänder, eins immer schwerer und massiver als das andere, befestigt, und um den kurzen, gelben Spedhals prangte eine Schnur kostbarer Perlen, welche selbst von unserer schönen Kaiserin Eugenie nicht verschmähet sein würde. Ich hatte in der That die äußerste Mühe, das Lachen zu verbeißen, und nicht in ein unanständiges Gelächter herauszuplazen, als ich mich dieser dicken Sennorita in angemessenen Schritten nähern mußte, und ihr mit allen möglichen höflichen spanischen Redensarten versicherte, wie sehr ich die Ehre und das Glück zu schätzen wisse, daß ich in ihrem edlen und gastfreien Hause einquartirt sei.

Die gute Dame erhob sich nun aus ihrer Hängmatte, und sagte mir mit der schrillenden, metallosen Stimme, welche man bei den Creolinnen sehr häufig findet, und die mir selbst bei den jungen, schönen Damen mitunter einen so unangenehmen Eindruck macht, daß auch sie hoch erfreut sei, mich als Einquartirung bei ihr zu erblicken. Auf ihren Wunsch nahm ich nun auf einem Winstenstuhl, der neben ihrer Schaukelmatte stand, Platz, und unsere nichts sagende Conversation begann. Zuerst aber rollte die Sennorita mit einer Geschicklichkeit, welche ich ihren dicken, kurzen, über und über mit Ringen bedeckten Fingern gar nicht zugetraut hätte, zwei Papier-Cigarros, und bot mir eine dar, während sie die andere zwischen ihre wulstigen Lippen steckte. Ein höchst üppig gewachsenes, junges Negermädchen in einer bunten, leider aber nicht allzureinlichen und dabei so losen,

und oben und unten so kurzen Kleidung, daß man ihre meisten Reize sehen konnte und nicht bloß zu errathen brauchte, reichte uns zum Anzünden der Cigaretten ein auf silbernem Leuchter stehendes Wachslicht. Während ich mich nun mit der Sennorita unterhielt, schaukelte sich diese in ihrer Schaukelmatte so ungenirt fort, und ließ dabei ihre Füße so zwanglos herabhängen, daß meine profanen Blicke ganz gut die Silberschnallen an ihren Strumpfbändern sehen konnte. Die Füße waren übrigens für eine so starke Person auffallend klein und zierlich und sehr elegant mit seidenen Strümpfen und Atlaschuhen chaussirt, die Waden aber von einer Stärke, daß die stämmigste Viehmagd in der Normandie stolz darauf gewesen wäre. Während der weiteren Unterhaltung mit dieser dicken Dame trat ihre Naivität, aber auch ihre grenzenlose Unwissenheit und Neugierde so scharf hervor, daß ich bei den vielen neugierigen Fragen, mit denen sie mich fortwährend überhäufte, oft kaum die nöthige Ernsthaftigkeit bewahren konnte. Von Europa wußte sie nur, daß es dort Franzosen, Spanier und die entsetzlichen Ketzer, die Engländer, gebe, dann hatte sie noch einen sehr unklaren Begriff davon, daß auch ein rohes, uncivilisirtes Volk, Deutsche oder Preußen genannt, dort haufen müsse. Am meisten interessirten sie die Pariser Moden, und gar was unsere Kaiserin Eugenie für Kleider trage und wie oft sie täglich ihren Anzug wechsle. Ich machte mir den Spaß, ihr das dummste Zeug hierüber vorzuerzählen und ihr namentlich die Toilette unserer Kaiserin fabelhaft bunt und abenteuerlich zu beschreiben. Paradiesvögel im Haare sei

das Mindeste, was die Kaiserin bei ihrer Frühstückstoilette trage, erzählte ich ihr.

Mit offenem Munde hörte sie zu. Als ich ihr aber gar vom Papste erzählen und ihr sagen konnte, daß ich den heiligen Vater wiederholt persönlich gesehen und sogar den Orden auf meiner Brust von ihm empfangen habe, ward ihr Erstaunen immer größer und ich stieg ersichtlich immer mehr in ihrer Achtung. Sie hatte vom Papst einen ganz eigenthümlichen Begriff und hielt ihn für ein höheres, fast überirdisches Wesen, das beständig in einer Wolke von Weihrauch lebe und nur von knieenden Pagen seine Speisen in goldenen Schüsseln empfangt. Nicht mexikanisch war übrigens später die Frage, wie viele Geliebten der Papst habe, und ob es nicht die schönsten und vornehmsten jungen Mädchen in Rom für eine besondere Ehre hielten, von ihm ausgezeichnet zu werden und in seinen Armen ruhen zu dürfen. Mit geringen Ausnahmen lebt nämlich die höhere wie niedere Geistlichkeit in ganz Mexiko so sittenlos und hält hübsche Mädchen so öffentlich als Concubinen bei sich, daß es diese Dame gar nicht begreifen zu können schien, wie der Papst seine hohe Stellung nicht benütze, um sich aus den schönsten seiner Unterthaninnen ein kleines Privatserail, wie dieß ein mexikanischer Bischof gewiß gethan haben würde, zu bilden. Guter Pius IX., der du zwar ein äußerst schwacher Regent, sonst aber der frömmste, beste und keuscheste Mensch bist, den je die Erde getragen hat, welche Begriffe machen sich deine gläubigen Anhänger in Mexiko von

dir, und wie legen sie den Maßstab ihrer erbärmlichen, sittenlosen Pfaffen an deine edle Person.

So plauderte die dicke Mexitanerin ununterbrochen fort und überhäufte mich mit einer solchen Menge von neugierigen und theilweise albernen Fragen, daß ich es zuletzt überdrüssig wurde, sie zu beantworten und mich, wie ich glaube, zu ihrem großen Bedauern empfahl. Mit der großen Höflichkeit der Mexitaner stellte mir die Dame beim Abschied noch ihr ganzes Haus mit seinem Inhalt zur Disposition und bat mich, sie recht oft zu besuchen. Eben so überladen und geschmacklos wie der ganze Anzug dieser Frau war auch die Einrichtung ihres Zimmers. Auf plumpen Tischen, von irgend einem Dorfischer gemacht, standen die kostbarsten Pariser Pendules, dabei aber ganz verstaubt und gewiß seit Wochen nicht mehr gepußt; zwei riesige massiv silberne Blumenvasen waren statt mit den köstlichen natürlichen Blumen des Landes mit schlecht gemachten schmutzigen Papierblumen angefüllt, ein großer Käfig, in dem ein Kalabu sein lärmendes Wesen trieb, war zwar von dickem Silberdraht, aber seit Wochen gewiß nicht mehr gereinigt, so daß der Unrath fußhoch auf dem Boden lag. Auch ein sehr kostbarer Pariser Flügel, der gewiß an 5000 Francs gekostet haben mußte, war im Zimmer, als ich ihn aber später öffnete, um etwas darauf zu spielen, fand ich, daß gewiß die Hälfte der Saiten gesprungen seien. So ist es aber in Allem in Mexiko; Pracht und Reichthum mit Unordnung, Schmutz und Verfall sind überall sichtbar.

Am andern Morgen meldete mir der Haushofmeister,



daß der Hausherr wieder zurückgelehrt sei und um die Ehre bitte, mir seinen Besuch abstatten zu dürfen. Ein kleines, braun gebranntes, mageres Männchen mit spindebürren Weinen und einer langen Nase trat höchst elegant gekleidet in mein Zimmer und machte mir mit der großen Höflichkeit, welche alle Mexikaner auszeichnet, seinen Besuch, indem er frug, wie ich in seinem schlechten Hause zu schlafen geruht habe, und ob ich noch etwas zu wünschen beliebe, was zu erfüllen er so glücklich sein könne. Diese übergroße Höflichkeit der Mexikaner aller Volksklassen ist zwar größtentheils nur leeres Phrasenthum und man muß sich hüten, die schönen Worte für baare Münze zu nehmen. Man braucht nur gegen einen Mexikaner, sein Pferd, seine Tarape, sein Haus, ja selbst seine Frau zu loben, so wird er sogleich mit dem verbindlichsten Lächeln antworten: Es steht zu Belieben von Ew. Gnaden und Sie würden mich sehr verbinden, wenn Sie es zum Geschenk von mir anzunehmen geruhen wollten. Freilich würde der so Sprechende ein sehr verwundertes Gesicht machen, wenn man ihn beim Worte halten und den angebotenen Gegenstand wirklich als Geschenk annehmen wollte. Ich glaube, die Frauen erhielte man von ihren Ehemännern noch am liebsten zum Gebrauch, denn die Ehen sind gemein loßer und eheliche Untreue von beiden Seiten ist so gewöhnlich, daß man es gar nicht der Mühe werth hält, nur ein Wort darüber zu verlieren. Die Liebhaber der Frauen sind in der Regel ihre Weichtväter, wozu sie sich vorzugsweise gerne kräftige junge Geistliche aussuchen. Sie haben es dann bequem und können mit diesen Pfaffen zu-

gleich sündigen und sich von ihren Sünden auch wieder durch sie absolviren lassen. Die Männer halten in der Regel begünstigte Haushälterinnen oder hübsche, feurige Mulattinnen oder Quatronenmädchen als Concubinen. Die üblen Folgen dieser zu vielen Opfer auf dem ganz süßen, aber sehr gefährlichen Altar der Venus sind auch allzu sichtbar, denn fast- und kraftlosere, ausgemergeltere Gestalten, als unter den Männern der höheren Stände in Mexiko, habe ich sonst nirgends gesehen. Hübsche kräftige junge Männer wird man hier äußerst selten finden und wenn man auch gleich einem Diogenes eine Laterne am hellen Tage anstecken wollte, um sie zu suchen. Mein Quartiergeber in Vera-Cruz war aber nicht allein ein sehr höflicher, sondern auch ein ganz kluger Mann, der mir über manche hiesige Verhältnisse recht interessante Auskunft geben konnte. Sein Großvater schon war aus Spanien in Mexiko eingewandert und das Vermögen der Familie, was sehr beträchtlich sein mußte, größtentheils dadurch entstanden, daß sie die Einkünfte des Hofes von Vera-Cruz von den früheren spanischen Vicetönigen gepachtet hatten. Jetzt trieb mein Wirth auch Banquiers- und Geldgeschäfte und stand in dieser Hinsicht mit den großen Haciendas der Umgegend in vielfacher Verbindung, war aber sonst seines Standes ursprünglich ein Advokat, obgleich er nunmehr jetzt die Jurisprudenz schon längst aufgegeben hatte. Er erzählte mir viel von der früheren grenzenlosen Unordnung, die unter der sogenannten Republik in allen Zweigen des Staatslebens geherrscht habe, und wie mit äußerst geringen Ausnahmen ein Präsident

W i e d e r. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 5

noch immer ein größerer Schuft und gewissenloserer Intrigant als der andere gewesen sei. Der schlimmste von allen muß aber nach seiner Versicherung dieser Suarez gewesen sein, von dessen Tyrannei, die er ganz nach dem Muster unserer europäischen Demokratie mit einigen liberalen Nebenarten zu umhüllen wußte, er mir die fast unglaublichsten Dinge erzählte. Wie sehr sich die ganze besitzende und arbeitende Klasse in allen mexikanischen Provinzen nach einer festen Erbmonarchie sehne, um endlich diesem häufigen Präsidentenwechsel mit dem Gefolge seiner zahllosen Hebel aller Art enthoben zu sein, bestätigte mir dieser ehemalige Advokat aufs Neue. Zum Dank für seine Mittheilungen wollte er nun auch von mir politische Neuigkeiten und was Kaiser Napoleon für Pläne mit Mexiko habe, welchen Monarchen er dafür bestimmen werde und wie meine Wünsche und Neigungen in der Politik beschaffen wären, erfahren. Da konnte ich dem höflichen Mann freilich nur eine sehr geringe Auskunft geben, da ich mich um politische Dinge niemals viel bekümmert habe. Als er mich nun ganz verwundert frug, welcher politischen Partei ich denn eigentlich angehöre, antwortete ich ihm, daß wir französischen Offiziere es als eine Ehrenpflicht betrachteten, keine Politiker, sondern nur Soldaten zu sein und wir die strenge Erfüllung der Befehle unseres Kaisers als die einzige Aufgabe unseres Lebens betrachteten, ohne uns weiter mit politischen Combinationen viel zu befassen. Ganz verwundert schüttelte er den Kopf und meinte, bei ihnen in Mexiko wäre es früher ganz anders gewesen, da seien die Offiziere die Hauptpolitiker und die ehrgeizigen Generale, welche stets nach der Präsidenten-

würde trachteten, die größten Revolutionäre, durch welche Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit stets am meisten gestört würde. Lächelnd antwortete ich ihm: Sehen Sie, mein Bester, da haben Sie gleich den sichersten Beweis, welche äble Folgen es mit sich führt, wenn ein Heer Politik statt Waffenübungen treibt. Gerade weil die mexikanischen Offiziere sich mit Politik befassen, vernachlässigen sie alle ihre militärischen Pflichten so sehr und ihr Heer ist so schlecht, daß 100 französische Soldaten im freien Felde stets 1000 Mexikaner mit leichter Mühe schlagen werden. Dieser Beweis schien dem kleinen Advokaten einzuleuchten und er gab zu, daß ein politisirendes Offiziercorps das größte Unglück für ein Land sei, welches gezwungen wäre, ein solches zu halten.

Da ich gerne möglichst viel in der lustigen Gesellschaft meiner Kameraden sein wollte, so schlug ich in Vera-Cruz die Einladungen meines Quartiergebers, mein Mittagsmahl in seinem Hause einzunehmen, aus, und aß bei einem italienischen Restaurateur, der für die Offiziere einen besondern Mittagstisch eingerichtet hatte. Zwar waren alle Preise sehr theuer, wie ich denn überhaupt gefunden habe, daß Mexiko ein sehr theures Land ist, aber wir aßen dafür auch recht gut und tranken noch besser, und für einen Soldaten im Felde ist das Geld nur dazu bestimmt, es möglichst bald wieder auszugeben. Schätze sammeln und Ersparnisse machen ist nun einmal für einen Feldoffizier nicht angemessen, wer dazu Neigung hat, der ziehe nur die Uniform möglichst schnell wieder aus und gehe unter die Gelbjuden und Banquiers und andere Schwindler von Paris, da wird er seinen

Zweck besser und leichter erreichen. Besonders reich war unser Tisch stets mit den verschiedensten Seefischen besetzt und auch Schildkröten fehlten fast niemals darauf. Das Dessert an den köstlichsten Früchten war aber so reich, daß ein Feinschmecker in Paris viel darum gegeben haben würde.

Wie in allen Hafenstädten, so ist auch in Vera-Cruz viel lieberliches Gesindel und manche Scenen, die ich spät am Abend sah, gaben mir gerade keinen sonderlichen Begriff von der Moralität der dortigen Bewohner. Während der heißen Jahreszeit, wo das gelbe Fieber sehr wüthet, ruht Handel und Wandel fast gänzlich und alle wohlhabenderen Handlungsbesitzer suchen die Stadt und überhaupt die „Tierra caliente“ zu verlassen und gesündere Wohnsitze in der „Tierra templada“ aufzusuchen. Unter den hier etablirten Großhandlungshäusern befinden sich manche, die im Besitze von Deutschen sind. Wenn es Deinem patriotischen Stolz als Deutscher schmeichelt, so kann ich Dir überhaupt mittheilen, daß sowohl in Vera-Cruz, als auch in Orizaba, Puebla und Mexiko die Deutschen als Kaufleute und Handwerker einen sehr geachteten Namen haben. Sie sollen sich durch Fleiß, Rechtlichkeit, Umsicht und Thätigkeit vortheilhaft auszeichnen und sehr bedeutende Geschäfte machen, sind dabei aber auch als etwas langweilige, engherzige Philister bekannt. Auch die deutschen Frauen sollen sich durch Birtthschaftlichkeit, Häuslichkeit, gute Kindererziehung und strenge Sittlichkeit von den Creolinnen, Italienerinnen, und Spanierinnen (denen freilich alle diese guten Eigenschaften fast gänzlich abgehen) vortheilhaft auszeichnen. Die im merita-

nischen Gebiete ansässigen Deutschen sind größtentheils Kaufleute und Handwerker, einige auch Aerzte, die mit ihren Geschäften hinreichend zu thun haben, um sich viel mit Politik zu beschäftigen. Die deutschen Straßendematronen und Volksredner und ähnliche Unfug stiftende Menschen aus den tollen Schwindeljahren von 1848—1856, die sich später flüchteten, sind nicht nach Mexiko gekommen, sondern haben andere Länder mit ihrer Gegenwart beglückt. Besonders Algerien war nur zu reich mit derartigen Leuten versehen, von denen die meisten, da sie keine nützliche Thätigkeit gelernt hatten und auch zu faul waren, um harte Feldarbeit zu treiben, sich nothgedrungen in unserer Fremdenlegion anwerben ließen. Das war denn freilich keine sonderlich angenehme Lage für diese Weltverbesserer und Volksbeglucker, denn die Disciplin in der Fremdenlegion ist mit Recht äußerst strenge und die Beschwerden des Feldlebens in Algerien sind nicht gering. Ich selbst habe 1852 so ein Duzend deutsche Barrikadenkämpfer und Erzdematronen unter meinem Befehle gehabt und manche strenge Strafe über sie verhängt, um ihnen ihre hirnverbrannten Ideen aus den Köpfen zu treiben und sie an Zucht und Ordnung zu gewöhnen. Mehrere von ihnen fügten sich bald, da sie sahen, daß sie nicht anders konnten und wurden nach und nach vortreffliche Soldaten. Andere aber, die auch jetzt noch nicht recht Ordre pariren wollten, sind in das Bagno gekommen oder auch wegen zu grober Subordinationsvergehen vor den Kopf geschossen worden.

Während meines Aufenthalts in Vera-Cruz, wie in der

Stadt Mexiko, bin ich übrigens persönlich gar nicht mit den dort ansässigen Deutschen in Berührung gekommen. So vortrefflich auch ihre kaufmännischen Eigenschaften immerhin sein mögen, und so sehr ich sie wegen ihrer bürgerlichen Tugenden auch achte, so passe ich in socialer Hinsicht doch nicht zu ihnen. Auch diese deutschen Frauen des gebildeten Mittelstandes mögen immerhin die besten häuslichen Eigenschaften besitzen und die vortrefflichsten Gattinnen und Mütter abgeben; ich für meine Person finde sie nun einmal langweilig, steif und mir nicht zusagend. So eine Kastengeellschaft möglichst auffällig und dabei möglichst geschmacklos herausgeputzter deutscher Kaufmanns-, Beamten- und Gelehrtenfrauen ist mir nun einmal das langweiligste Vergnügen, was ich kenne; das habe ich bei meinem mehrwöchentlichen Aufenthalt vor 3 Jahren in Deutschland wieder mehr als zur Genüge erfahren. Ich kann mir einmal nicht helfen und mein Geschmac mag noch so schlecht sein, so finde ich den Verkehr mit unseren leichtfertigen, französischen Grissetten, die wenigstens esprit haben und witzige Antworten zu geben vermögen, nun einmal amüsanter. So bin ich denn auch grundsätzlich hier in Mexiko allen deutschen Damen wie Herren möglichst weit aus dem Wege gegangen. Wahrscheinlich dürften sie von mir, dem durch und durch französischen Offizier mit seinen vielleicht etwas laxen moralischen Grundsätzen eben so wenig befriedigt gewesen sein, als ich von ihnen.

Außer den Deutschen sind in Vera-Cruz auch noch Engländer und Franzosen als Deutsche ansässig. Die Engländer

der habe ich natürlich nicht kennen gelernt, da ich niemals mit einem Engländer, der kein Offizier ist, mehr als das Allernothdürftigste sprechen werde, wenn ich dies irgendwie vermeiden kann. Unter den Letzteren fand ich aber mehrere recht angenehme Familien. Namentlich eine sehr witzige französische Kaufmannsfrau aus Bordeaux, deren Mann eine bedeutende Weinhandlung hier etablirt hatte, lernte ich kennen. Die Dame war nicht mehr jung und hübsch, aber ungemein geistreich und amüsant, hatte viel im Leben gesehen und verstand vortrefflich zu erzählen, so daß ich ihren Plaudereien oft stundenlang mit dem größten Vergnügen zuhörte. Ursprünglich war sie Schauspielerin gewesen und hatte längere Zeit ein Engagement beim französischen Theater in Petersburg gehabt. Daß sie dort wiederholte zärtliche Liaisons mit vornehmen Russen gehabt habe, gestand sie ohne weitere Ziererei ein und wußte sehr ergötzliche Schilderungen von ihren äußerlich civilisirten und eleganten, innerlich aber desto roheren russischen Liebhabern zu geben. Auch die chronique scandaleuse des russischen Hofes kannte sie ganz genau, und wußte mehrere amüsante und pitante Anekdoten von dem Kaiser Nikolaus zu erzählen. In Petersburg lernte sie ihren jetzigen Mann, einen sehr hübschen Commis in einem französischen Geschäfte kennen, und verliebte sich so sehr in ihn, daß sie von der Bühne abging, um ihn zu heirathen. Ursprünglich hatten sie eine Delikatessenhandlung in Odessa und machten gute Geschäfte, bis 1853 der Krieg ausbrach, und die Russen aus Patriotismus nichts mehr von einem Franzosen kaufen wollten. Das unter-



nehmende Paar faßte sich aber bald, und siedelte von Odeffa nach San-Francesco in Californien über, wo sie auch viel Geld verdienten, später aber durch eine Feuersbrunst das Meiste verloren. Von San-Francesco kamen sie seit der Okkupation Mexikos durch unsere Truppen hieher nach Vera-Cruz, da der Mann ganz richtig berechnete, daß, wo viele Franzosen wären, auch viel Bordeaux-Wein und Champagner getrunken werden dürfte. Bis jetzt hat er denn auch gute Geschäfte gemacht und wird hoffentlich in einigen Jahren so viel verdienen, um nach „la belle France“ zurückkehren zu können, und als Rentier in Bordeaux zu leben. Es ist dies der schönste Traum von seiner Gattin, die mit unermüdlichem Fleiße Tag und Nacht sparte und arbeitete, damit er ja möglichst bald in Erfüllung gehen möge.

Daß die Handelsthätigkeit von Vera-Cruz sich mit der Zeit, wenn erst Ruhe und Ordnung in Mexiko zurückgekehrt sein werden, ganz ungemein steigern dürfte, leiht keinen Zweifel. Es ist nun einmal der beste, nächstgelegene und sicherste Hafen des mexikanischen Landes für den Handel nach Europa, und je mehr dieser sich steigert, desto mehr gewinnt auch Vera-Cruz. Schon jetzt soll seit unserer Expedition der Werth des Grundes und Bodens ansehnlich gegen früher gestiegen sein, und je festeren Fuß unsere Herrschaft in Mexiko faßt, desto mehr wird dies noch zunehmen. Es ist dies wieder eine der vielen Wohlthaten, welche der Kaiser Napoleon der Welt erwiesen hat, obgleich er zum Lohn dafür von der gesammten demokratischen Presse in Europa auf das Giftigste geschmäht und verleumdet wird. Nun, er kann sich

trösten und es kann ihm eigentlich auch ziemlich gleichgültig sein, ob die literarischen Demokraten ihn lieben oder hassen, ehren oder verachten. Die Macht, ihn zu stürzen, besitzen sie ja nicht, denn wir französischen Soldaten wollen unsern Kaiser schon gegen alle Angriffe der Welt schützen.

Was besonders seit der Landung der französischen Truppen im mexikanischen Gebiet, in Vera-Cruz ungemein zugenommen hat, ist der lebhafteste Schiffsverkehr mit Frankreich. Nicht allein, daß sehr zahlreiche französische Kriegs- und Transportschiffe hier anlern, auch die Handelsflagge Frankreichs soll jetzt mindestens dreimal stärker hier vertreten sein, als es früher der Fall war. Eine Menge Artikel, besonders Mode- und Luxuswaaren, Tuche, Seidenstoffe und dann auch Weine kommen jetzt von den französischen Häfen hier an und finden sehr schnell einen befriedigenden Absatz. Auch sehr zahlreiche französische Kaufleute und Handwerker, besonders Arbeiter, sollen in den letzten Monaten hier eingewandert sein, und man hört auf den Straßen der mexikanischen Städte nicht allein von uns Soldaten, sondern auch von den Civilisten sehr häufig französisch sprechen. Es freut mich dies stets ungemein, denn ich hoffe, daß Mexiko für mein Vaterland Frankreich, dessen Söhne ihr Blut opferten, um es von dem Joch der Anarchie zu befreien, von Jahr zu Jahr eine steigende Bedeutung gewinnen wird. Was Algerien für Marseille, muß Mexiko für die französischen Häfen der Westküste werden.

Am anderen Tage nach meiner Landung in Vera-Cruz, nachdem ich die Nacht vortrefflich geschlafen hatte, ritt ich

mit einigen Kameraden, nach dem bekannten Fort St. Juan de Uloa. Wir wollten einen alten Freund, der als Artillerieoffizier daselbst in Garnison stand, besuchen, und ich freute mich sehr, den guten, ehrlichen Jungen wieder begrüßen zu können. Zuletzt hatten wir uns am Morgen vor der Schlacht bei Intjermann gesehen, in welcher er dann so schwer verwundet wurde, daß er nach Frankreich zurück mußte. Jetzt hatte er sich schon ein dickes Bächlein angeessen und eine rothe Nase angetrunken, und lebte in St. Juan de Uloa in materieller Hinsicht herrlich und in Freuden. Die Lage des Forts ist gut gewählt, sonst sieht es ziemlich verfallen aus, und wenn es auch in früheren Zeiten vielleicht eine große Bedeutung haben konnte, sind die Werke den ungeheuren Fortschritten, welche die Artillerie in der Neuzeit machte, doch nicht mehr gewachsen. Einige Lagen der jetzigen schweren Kanonen unserer Fregatten würden diese Mauern gar bald zusammenschießen. Da St. Juan de Uloa aber stets Bedeutung haben wird und man nicht wissen kann, ob diese frechen Nordamerikaner, die ihre frechen schmutzigen Hände so gerne über ganz Mexiko breiten möchten, über kurz oder lang einen Angriff gegen dasselbe machen würden, so hat unser Kaiser befohlen, daß es den neueren Anforderungen gemäß in Vertheidigungszustand gesetzt werden solle. Unsere geschickten Ingenieure werden schon Werke zu erbauen wissen, welche auch in jetziger Zeit Widerstandsfähigkeit leisten, und unsere Artillerie besitzt Geschütze und auch Soldaten zu ihrer Bedienung genug, welche schon den kräftigsten Widerstand leisten können. So lange

der Kaiser Napoleon befehlt, daß die französische Fahne in St. Juan de Uloa wehen soll, reißen alle etwaigen Angriffe der Nordamerikaner solche sicherlich nicht herab, das ist gewiß.

Am Mittag nahmen wir ein in der That sehr gutes Diner bei meinem Freunde, dem dicken Artilleriemajor, der seiner Gourmandise wegen allgemein bekannt ist, ein. Der brave Mann benützt seine chemischen Kenntnisse und die vielen Mußestunden, welche ihm sein Garnisonsdienst in dem abgelegenen Fort jetzt gewährt, nicht allein dazu, um vortreffliche Patronen (Shrapnels), Minenzünder und andere Werkzeuge des Todes und Verderbens für Frankreichs Feinde anfertigen zu lassen, sondern studirt mit rastlosem Eifer und glücklichem Erfolg auch an der Erfindung neuer Saucen und pikanter Gerichte. Er hegt den lobenswerthen Ehrgeiz, den großen, bisher ganz unbenutzt verkommenen Reichthum, den das mexikanische Gebiet an Fischen, Vögeln, Wild, Amphibien und gar an Pflanzen besitzt, zur Verfeinerung und Bereicherung der Kochkunst möglichst auszubeuten. Gelingt ihm die Ausführung seiner unsterblichen Idee, unsere vervollkommnete französische Kochkunst mit der bisher noch sehr primitiven mexikanischen Küche zu verschmelzen und somit ein großes, bisher noch unerreichtes Ganze zu erzeugen, so ist sein Ruhm in der culinaren Welt für alle Zeiten gesichert, und selbst die Stimme eines Vaters und anderer großer Goryphäen der feinen Küche müssen vor ihm erbleichen. Seine kleinen, lebhaft unter den dicken Fettbaden hervorzwinternden Augen strahlten förmlich vor Freude und Begeisterung, sobald er uns die Ausführung dieses Planes

schilderte. In der That muß es auch die Eitelkeit eines ehrgeizigen Gourmands kitzeln, wenn sein Name als Erfinder der nach ihm genannten Sauce à la N... oder Pou-larde aux fines herbes à la N... in goldenen Lettern auf der Maroquin eingebundenen Speisekarte unserer besten Pariser Restaurants prangt. Welcher Autor unserer Jetztzeit kann sich auch wohl rühmen, daß sein Name so oft und mit so innerem Behagen täglich von tausend Augen aus allen Zonen der Welt gelesen wird, als der Erfinder eines beliebten, nach ihm auf den Speisekarten unserer Restaurants genannten Gerichts?

Vorläufig gab uns unser liebenswürdiger Wirth Gelegenheit, einige praktische Beweise seiner culinaren Studien zu erproben. So aßen wir denn eine Mactortue-Suppe, welche wirklich das höchste Entzücken eines Londoner Aldermen auf dem Lord Mayor-Schmause hervorrufen würde. Die Schildkröte, eben frisch gefangen, war dazu nach der Erfindung unseres Freundes auf eine besondere Art gedämpft worden, wodurch das eigenthümliche Aroma ihres Fleisches erhalten blieb. Ein zweites, besonderes Gericht, welches unseren Beifall jedoch weniger erhielt, war gebratener Hayfisch. Das Fleisch der Hayfische ward bisher, wie bekannt, für ziemlich ungenießbar gehalten und höchstens nur aus Kuriosität hie und da von den Passagieren und Matrosen am Bord eines Seeschiffes genossen. Unser vider Major setzte nun seinen Ehrgeiz daran, auch dies Hayfischfleisch durch Weizen, Klopsen und dann durch eine pilante Sauce möglichst wohlschmeckend zu machen. Bissher war es ihm

trop zahlloser Versuche noch immer nicht gelungen, dies Problem gänzlich zu lösen, und auch dieser jegige Braten aus dem Rippenstück eines jungen Hays schmeckte noch sehr mäßig und ließ sich nur genießen, wenn man eben einen besonders starken Hunger zu Tische mitbrachte. Der Beharrliche wollte aber seine Versuche trotzdem noch immer nicht aufgeben und hoffte, zuletzt doch noch zu einem erwünschten Ziele zu gelangen. Es soll mich nicht wundern, wenn demnächst auf dem Pariser Fischmarkt auch gefangene junge Hayfische lebendig in den großen Kufen schwimmend, zu Verkauf gebracht werden, und „Haybraten“ oder ein „marinirter Hay“ seinen stehenden Platz auf den Speisekarten behauptet. Wie wenig sind überhaupt noch die vielen Produkte, welche das Meer in seiner unermesslichen Tiefe birgt, für die Nahrung der Menschen benützt worden, und was ließe sich hierin nicht noch Alles thun. Die Chinesen, die überhaupt viele Gerichte bereiten, die wir Europäer noch nicht kennen, schätzen die Flossen der Hayfische als eine besondere Delikatesse, die hoch bezahlt wird. Bei dem Gastmahle, welches uns einst ein vornehmer Mandarin in Tienfing gab, kamen als große Delikatessen auch „Hayfischflossen“, welche zu einer besonderen schleimigen Suppe oder eigentlich mehr Ragout zerkocht waren, auf dem Tische. Wir Franzosen konnten diesem Gericht keinen besonderen Geschmack abgewinnen, die breitmauligen, schweinaugigen Chinesen schnalzten aber förmlich vor innerem Behagen bei deren Genuße, und leckten die Lippen mit der Zunge ab, um ja keinen Tropfen dieses köstlichen Nectars ungenossen zu lassen.

Diese Haiſſiſchfloßen ſollen übrigens ebenſo wie die ſogenannten indianiſchen Vogelneſter, denen ich für meine Perſon ebenfalls keinen Geſchmack abgewinnen kann, eine beſonders ſtimulirende Wirkung haben. Nun, die wirklich edelhaft wollüſtigen Chineſen, die hierin oft ärger wie die Kaninchenböcke ſind, mögen dergleichen Reizmittel wohl bedürfen, um ihre erſchlafften Sinne wieder anzureizen; wir franzöſiſchen Offiziere haben dieſes glücklicher Weiſe noch nicht nöthig und Gott Amor bleibt uns auch ohnedem hold und gewogen.

Gewann nun bei dieſem Mahl in dem Fort St. Juan de Uloa gar Haiſſiſchbraten keineswegs den Beiſall von uns Offizieren zum großen Leidweſen unſeres Wirths, ſo ſpendeten wir dagegen beſto ungetheilten Beiſall einem Compot aus friſchen Ananaffen, Orangen, Agaven und noch einigen anderen Tropenfrüchten, welches er ebenfalls erſunden hatte. Durch eine eigene chemiſche Behandlung verſtand der Major dieſe Früchte zu kochen und in Zucker einzumachen, daß ſie auch nicht das Mindeste von ihrem Duft und ihrem eigenthümlichen Aroma verloren. Dazu war die Miſchung dieſer verſchiedenen Fruchtſorten von süß und ſäuerlich höchſt gelungen und zeugte von einem tiefen Studium und zahlloſen, vorausgegangenen Verſuchen. Es war in der That nicht möglich, etwas Barteres, Duſtenderes, den höchſten Wohlgeſchmack in ſich vereinigendes zu geſetzen, als dieſes gemiſchte Compot. Wir brachten dem Erfinder ein lautes Hurrah und dekretirten ihm im Geiſte einen Orden mit Kochlöffeln, da er ſich die Ehrenlegion ſchon im feindlichen Feuer bei Zuljermann durch ſein muſterhaftes

Benehmen als Batteriekommandant erworben hatte. Warum man übrigens in unserer ordenslustigen Zeit nicht Orden mit besonderen Attributen für eigenthümliche Verdienste stiftet und austheilt, vermag ich nicht einzusehen. In Preußen und einigen andern deutschen Staaten vertheilte man sehr freigebig Orden mit zwei gekreuzten Schwertern für Offiziere, welche im Feuer ihre Schuldigkeit gethan haben; warum gibt man denn nicht auch Orden mit zwei gekreuzten Fernröhren für solche Generalstabsoffiziere oder Adjutanten hoher Herren, welche sich ein Gefecht fern vom Schusse aus sicherer Weite mit ansahen, oder Orden mit zwei gekreuzten Suppentellern, die doch nur im Speisendampfe fürstlicher Hofstafeln erworben werden, oder zwei gekreuzte Rabensefeln an Diplomaten, Rocklöffel an Oberhofmeister, zierliche Längerrinnenfüße an Theaterintendanten, welche ihr Ballet gut in Ordnung halten, Rlistierspritzen an Wadearzte, die ihren hohen Patienten in den Nodabädern einige unnütze Rathschläge ertheilen u. s. w. u. s. w. Es wäre in der That doch gut, wenn man jedem Orden durch die darunter hängenden Attribute ansehen könnte, für welche Art von Verdiensten er denn eigentlich ertheilt sei, und dies würde viel dazu beitragen, die ohnehin immer mehr sinkende Achtung vor Orden wieder einigermaßen zu erhöhen.

Doch auf welche Phantasten gerathe ich hier bei der Schilberung meines Diners im Fort St. Juan de Uloa und was würden alle Eure deutschen Kammerherren und unnützen Hofleute sagen, welche jetzt ungleich mehr mit allen möglichen bunten Orden geschmückt sind, als einst ein General



Friedrichs des Großen, oder ein Marschall Napoleons I. trug, sobald man an deren Zeichen sogleich erkennen könnte, für welche Lappalien sie denn eigentlich erworben sind. Denkt man doch jetzt Wunder, was für Verdienste so ein Mann haben muß, wenn er wie ein Pfauhahn so bunt mit allen möglichen Bändern und Sternen und Kreuzen aufgepußt, stolz im Gefühl seiner Würde, durch die Reihen der demüthig vor ihm sich neigenden Laquaien schreitet.

Der Gehülfe und vertraute Rathgeber unseres gastronomischen Majors bei allen seinen geheimen Küchenarbeiten — denn seine Küche war wirklich sein chemisches Laboratorium — war sein Bedienter, ein alter Artillerist, der schon die zweite Kapitulation diente. Er war ein lebendes Beispiel, wie wunderbar die Natur oft die verschiedensten Talente unter rauher Hülle verbirgt. Als Pierre vor etwa einem Duzend Jahren in seiner Wollenjacke, mit lang herunterhängenden, struppigen, schwerlich jemals von einem Kamm berührten Haaren auf seinen Holzschuhen in die Kaserne trat, war er ein bretagnischer Bauernbursche so roh und tölpelhaft, wie nur je einer weinenden Angefichts sein Dorf verlassen mußte, um „pour la gloire et l'honneur de l'armée française“ zu fechten und nöthigenfalls auch zu sterben, vorläufig aber wenigstens zu exerciren und Posten zu stehen. Von der edlen Kochkunst verstand er so wenig, als ich von der Sanscritsprache, und außer Schlappermild und Grübe hatte er schwerlich jemals andere Speisen gesehen. War es nun Zufall oder besondere Fügung des Geschicks, daß Pierre mit als Gehülfe in der Menageküche der

Kompagnie kommandirt wurde, um dort bei den niedrigsten Küchen diensten Hülfe zu leisten. Der scharfe Blick des Hauptmannes, welcher der Kompagnieküche stets eine besondere Aufmerksamkeit widmete, erkannte hier bald, daß Pierre ganz besondere Geschicklichkeiten für diesen Zweig des Dienstes entfaltete, und daß es wahrscheinlich leichter gelingen würde, einen guten Koch als einen tüchtigen Artilleristen, wozu er nur geringe Anlagen besaß, aus ihm zu bilden. Dieses entschieden ausgesprochene kulinarische Talent erweckte nun sogleich das Mitgefühl des Kapitänes, er beschloß, es auf alle Weise noch mehr auszubilden, und nahm Pierre daher zu seinem Bedienten an, wobei freilich der Dienst in der Küche seines Herren seine Hauptbeschäftigung, oder richtiger wohl seine einzige Thätigkeit bildete. Unter der speziellen Leitung eines solchen Meisters, wie der Kapitain war, vervollkommneten sich die Geschicklichkeiten Pierres in der Küche ungemein schnell, und schon bei der Belagerung von Sebastopol galt er als einer der geschicktesten Köche in unserem ganzen Lager. Selbst aus den gelieferten Rationen wußte er erträgliche Mahlzeiten zu bereiten, und die Beefsteaks, welche er aus den Lenden der vor Hunger und Ueberanstrengung gestürzten Pferde versfertigte, waren ungleich besser, als ich solche jemals in den sogenannten Hotels ersten Ranges in den Badstädten von Mitteldeutschland gegessen habe. Wie sehr haben sich seitdem seine Fähigkeiten noch vervollkommen, wozu auch wohl ein längerer Aufenthalt in Rom und besonders in Paris, dieser Hochschule der civilisirten europäischen Kochkunst, wo sein Herr zwei Jahre

Wied. e. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 6

in Garnison lag, viel beigetragen haben mochte. Der Ruf von Pierre als sehr geschickter Koch hatte sich inzwischen allmählich schon in immer weitem Kreise verbreitet. Bei einem Frühstück, welches der Kaiser einst bei der Artillerie in Vincennes einzunehmen geruhte, hat Pierre die Ehre gehabt, die Beefsteaks, welche überhaupt seine Hauptspecialität waren, zu klopfen und zu braten. Der Kaiser hat sich auf das Aeußerste befriedigt darüber geäußert und gemeint, selbst im Londoner Klubshause habe er solche zarte Beefsteaks niemals gegessen, obgleich dies sonst eigentlich die einzige Speise sei, welche die englischen Köche zu bereiten verstehen, Pierre vor sich kommen lassen, ihm einige lobende Worte gesagt und ihn später, da er die Annahme jedes Geldgeschenktes hartnäckig verweigerte, mit einer hübschen goldenen Uhr belohnt, von nun an war sein Ruhm vollendet. Der russische Gesandte wollte ihn mit einem Gehalte, welcher ungleich höher war, als der eines französischen Obersten als Chef de Cuisine engagiren, und der Baron Rothschild oder der „graue Baron“, wie ihn die Juden kurzweg nennen, bot ihm noch mehr. Mit edlem Stolze verschmähte aber Pierre beide Anträge, denn in der Erinnerung an den Krim-Feldzug wollte er einem Russen nicht kochen, und ebenso wenig als gläubiger bretagnischer Katholik in die Dienste eines Juden treten, und wenn dieser auch zehnmal ein Baron war. Auch andere, sehr vortheilhafte Dienstanerbietungen, die ihm gemacht wurden, schlug er beharrlich aus. Er legte nicht allzuviel Werth auf Geld und wollte unter keinen Umständen seinen Herrn verlassen, denn er

meinte, das Vergnügen, mit diesem vereint in der Küche zu arbeiten, zusammen am Feuerherd zu stehen und gemeinsame Versuche über die Zubereitung einer neuen Sauce zu machen, oder, mit der Sekundenuhr in der Hand, zu berechnen, wie viele Sekunden und bei wie viel Grad Hitze ein Beefsteak oder eine Poularde braten müsse, um den größtmöglichen Grad von Vollkommenheit zu erreichen, sei zu groß, Niemand verstehe auch so, wie sein Herr, zu essen, und den Ehrgeiz seines Koches zu erwecken. Wenn ein Koch aber nicht wisse, daß seine Kunst auch gehörig gewürdigt werde, so müsse sein Eifer allmählich erkalten und er so nach und nach in seinem Fache zurückgehen. So blieb Pierre nach wie vor einfacher Bedienter eines Majors, trug den Anzug eines Artillerieoffiziersbedienten, und war seinem Herrn auch jetzt nach St. Juan de Uloa gefolgt, wie er ihn denn auch nach Sibirien oder jedem anderen Orte begleitet haben würde, wenn diesen der Dienst dahin führte. Man sieht, es gibt auch in unserer kleinlichen Jetztzeit noch wahrhaft großartige Charaktere, wenn sie auch nur eine weiße Küchenmütze auf dem Kopfe und eine Küchenschürze um den Leib gebunden haben.

Daß wir nach eingenommenem Diner Pierre vor uns kommen ließen und ihn mit Lobsprüchen über seine Geschicklichkeit überhäuften, versteht sich von selbst. Zwar sah man auf seinem breiten, rothen Gesichte die Freude des befriedigten Ehrgeizes erglänzen, aber in sanfter Bescheidenheit lehnte er alle Verdienste ab und maß solche seinem Herrn und Meister zu, gegen dessen unerreichbares Talent in der

Kochkunst er nur noch ein schwacher Stümper sei. Wir tranken mit ihm nun noch einige Gläser aus einer ganz vorzüglichen Ananasbowle, in deren Zusammensetzung der Major ebenfalls ein Meister war, und stießen dabei auf den Wunsch an, daß er im Verein mit seinem Herrn seine Kochkunst in noch recht vielen durch uns eroberten Städten in den verschiedensten Welttheilen zeigen möge.

Unser Major, dessen Citelkeit etwas getränkt war, daß sein Versuch, schmachthaften Hayfischbraten zu liefern, mißlungen, wollte gerne einen neuen derartigen Fisch fangen, um weitere Experimente damit anzustellen, und lud uns ein, ihn am Nachmittag auf den Hayfischfang zu begleiten. So ein Fang bot jedenfalls ein neues und aufregendes Schauspiel dar, und da dies treffliche Getränk in der Bowle unsere Lebensgeister außerdem noch besonders aufgeregte hatte, so nahmen wir diesen Vorschlag mit Vergnügen an. Es ward nun eine große Barke ausgerüstet und mit 8 meritanischen Ruderern bemannt. Außerdem nahmen wir fünf französische Offiziere und drei Artilleristen darin Platz. Als Steuermann und Leiter des Fischfanges diente ein alter meritanischer Fischer. Der Mann mußte schon ein sehr hohes Alter erreicht haben, denn sein braun gebranntes Gesicht sah ganz verwittert aus, und der lang herunter hängende Bart, wie auch die langen Haupthaare, zeigten schon eine fast schneeweisse Farbe, er hatte aber trotzdem noch große Kraft und Gewandtheit der Glieder. Als Köder für den Hay ward ein 15—20 Pfund wiegendes Speckstück mitgenommen, in welches der Angelhaken gesteckt wurde. Die

fer Angelhaken hatte doppelte Widerhaken, war an 2 Fuß lang und aus sehr starken, fast 2 Finger dicken Stahlstangen geschmiebet. Die ersten 6—8 Fuß des Laues, an dem er befestigt war, wurden mit einer Kette dicht umwickelt, damit die scharfen Zähne des Haiisches sie nicht durchbeißen konnten; der Rest des Laues, wohl an 50—60 Fuß lang, war aus den zähen Fasern der Agave gedreht.

In der heitersten Stimmung ruderten wir nun nach einer ungefähr 2 Seemeilen entfernten Sandbarre, wo sich nach der Versicherung des alten Steuermanns die Haiische vorzugsweise gerne versammeln sollten. Dort angekommen, wurde der Köder in das 8—10 Fuß tiefe Meer geworfen, und dann wohl an 30—40 Fuß hinter dem langsam treibenden Boot hergeschleppt. Ungefähr eine halbe Stunde mochten wir wohl gewartet haben, wobei uns der alte Fischer möglichste Stille gebot, als dieser mit der gespanntesten Aufmerksamkeit unablässig das Meer beobachtet hatte, plötzlich den Arm aufhob und dann mit der Hand nach einer wohl an 20 Fuß von uns entfernten Stelle hindeutete. Sogleich richteten sich alle unsere Blicke dahin und bald erkannten wir, wie ein großer Haiisch in der Tiefe von einigen Fuß dahin schwamm. Ungemein aufregende Augenblicke, ähnlich wie ich sie früher wohl auf einer Löwenjagd in den Bergen des Atlasgebirges erlebt hatte, folgten jetzt. Plötzlich warf sich der Haiisch auf den Rücken, so daß wir seine weiße Bauchhaut hell schimmern sehen konnten, ebenso, wie dies damals bei dem Tode des unglücklichen Chasseurs geschehen war, und gleich darauf zeigte ein starker Ruck an

dem Tauc, daß er den Röder verschlungen habe, den Haden im Rachen fühle und nun rückwärts fliehen wolle. Unwillkürlich brachen wir Alle jetzt in ein lautes Jubelgeschrei aus. Das Tau lief um eine in der Barke angebrachte Winde, und wir Offiziere faßten nun sogleich mit voller Kraft in die Spillen und begannen aufzuwinden, während die megalanischen Ruderer ihre Ruder auf einer Seite in das Meer einstemmten, um die leichte Barke besser im Gleichgewicht halten zu können. Mit großer Kraft zerrte und riß der Hayfisch aber an dem Tau, und obgleich wir 6 Mann an der Winde drehten, so mußten wir doch alle unsere Kräfte anspannen, um ihn näher an uns heranzuziehen. Endlich hatten wir das wüthend mit dem Schwanze um sich schlagende Thier dicht am Rande der Barke, jetzt aber begann die Hauptschwierigkeit, es aus dem Wasser heraus und an Bord des Schiffes zu ziehen. Wir mußten dabei sehr behutsam verfahren und durften nicht zu sehr auf die eine Seite treten, damit die leichte Barke nicht zuletzt noch umschlage. Mit der größten Anstrengung gelang es uns, den Kopf des Fisches heraufzuwinden. Es war ein furchtbarer Blick, den das Thier zeigte. Die starken Widerhaden der Angel waren ihm tief in die Kiemen gedrungen, hatten beim Heranziehen das Fleisch zerrissen, und saßen jetzt hinter den Knochen der Kinnbaden fest. Blut und Schaum tropfte überall herunter, und dabei glühten die Augen des gefangenen Fisches vor Wuth und Schmerz. Wiederholt schnappte er mit dem Rachen um sich, so weit ihm der Angelhaden dies gestattete, und man konnte die Kraft seines

Gebisses so recht erkennen, denn ein dickes Ruder, welches ein Artillerist ihm zwischen die Zähne hielt, ward im Augenblick zermalmt, als sei es nur ein schwacher Strohhalm. Um das Thier durch Blutverlust mehr zu schwächen und so seinen Widerstand zu brechen, stieß ihm der alte mexikanische Fischer jetzt wiederholt mit einer langen Lanze, an deren Schaft ein scharfes Messer befestigt war, in den Kopf und besonders in die Augen. Der Hai zuckte bei diesen Stößen so gewaltig zusammen und machte so krampfhafte Bewegungen, daß ich wirklich mitunter fürchtete, er würde dadurch unsere Barke umreißen. Damit nicht das Tau der Angel reiße oder der Haken zerbreche, war dem gefangenen Thiere inzwischen noch eine Schlinge von einem dicken Tau um den Kopf geworfen und dann an unserem Schiffe befestigt worden, so daß er nun doppelt fest saß und nicht mehr entweichen konnte. Ueber eine halbe Stunde dauerte dieser Kampf jedoch noch fort, dann hatte sich der Fisch durch die vielen Stöße im Kopfe so verblutet und war so matt geworden, daß wir ihn endlich mit vieler Mühe vollends aufwinden und an Bord bekommen konnten. Er hatte eine Länge von mindestens 10 Fuß. Schon am Bord schlug er mit dem Schwanze noch so kräftig um sich, daß ein Offizier von uns, der sich nicht in Acht nahm, fast dadurch getroffen und verletzt worden wäre. Der alte Mexitaner sprang aber schnell herbei, hieb ihm mit einem scharfen Enterbeil in einigen Schlägen den Schwanz ab, und zerspaltete ihm dann auch den Kopf. So gewaltig war übrigens die Lebenskraft in diesem Haiisch, daß das abgehauene Schwanzstück noch



zuckte, und auch die Riefen des Kopfes noch einigemal zusammenschnappten. Der ganze Fang und Kampf hatte inzwischen so lange gedauert, daß schon die Sonne im Untergehen begriffen war, als wir die Heimfahrt endlich antraten. Es war ein wundervoller Abend, und wie mit purpurnem Glanze überzogen, schimmerte im Widerschein des von der Sonne gefärbten Abendhimmels die spiegelglatte Fläche des Meeres. Wir waren zwar von dem Kampf mit dem Hayfisch, der ein großes ausgewachsenes Thier von der angegebenen Länge war, arg mit Blut, Schaum und Seewasser beschmüzt, und auch von der ungewohnten harten Arbeit an der Winde etwas mitgenommen, allein trotzdem in der besten Laune. Die Spannung des Kampfes mit dem mächtigen Thier hatte uns aufgeregt und so sangen und lachten wir so laut und trieben solch lustiges Possenspiel, als wären wir eine Gesellschaft aus dem Institut in die Ferien entlassener Schulknaben und nicht ernste Männer, die größtentheils schon die Epauletts französischer Stabsoffiziere auf den Schultern trugen. Der dicke Major betrachtete inzwischen schon mit den prüfenden Blicken des Kochkünstlers die fast noch zuckenden Stücke des Hayfisches und vertiefte sich in ernste Grübeleien, auf welche Weise er solche durch Weizen, Klopsen, pikante Saucen und was weiß ich noch für anderweitige Mittel, am besten in wohlschmeckende Gerichte verwandeln könne. Ob seine Bestrebungen diesmal von einem günstigeren Erfolg als das erstemal belohnt wurden, vermag ich nicht zu sagen, da ich meinen jovialen, dicken Freund seitdem noch nicht wieder gesehen habe.

Der Mond war bereits schon im Aufgehen begriffen, als wir im Fort St. Juan de Uloa wieder anlangten. Die Fahrt und der Kampf hatten unsern Appetit geweckt und so verschmähten wir denn ein kaltes Souper und eine abermalige Füllung der Ananascardinalbowlke keineswegs. In der heitersten, übermüthigsten Stimmung von der Welt, schwangen wir uns wieder in die Sättel unserer kleinen muthigen Hengste, gerade als die mitternächtliche Stunde schlug, um den Rückritt nach Vera-Cruz anzutreten. Der Weg sollte zwar durch herumstrolchendes Raubgesindel häufig unsicher gemacht werden, doch was kümmerte uns dies. Wir waren vier französische Offiziere, alle gut beritten und mit scharfen Säbeln und geladenen 6-läufigen Revolvern wohlbewaffnet, und ebenfalls gut berittene und bewaffnete, vielfach erprobte Spahis begleiteten uns als Ordonnanzen und so hätten etwaige Räuber schon einen sehr blutigen Empfang bei uns finden sollen. Dazu war die Nacht köstlich, weder zu kalt noch zu warm und der Mond beleuchtete mit seinem milden Lichte die ganze Landschaft so klar, daß man alle Gegenstände deutlich erkennen konnte. So ließen wir denn mit fröhlichem Herzen unsere zwar kleinen, aber feurigen Rosse tüchtig fortgaloppiren und freuten uns des vergnügt verlebten Tags, der köstlichen Nacht und des lustigen Rittes, ohne im Mindesten nur an eine Gefahr zu denken. Ohne weitere Abenteuer irgend einer Art, langten wir denn auch in Vera-Cruz an und ein langer Schlaf stärkte mich von den Strapazen des letzten Tages.

Zwei Tage später waren alle meine Sachen und Papiere

so weit geordnet, daß ich nach Orizaba zur Uebernahme meines Bataillons abreisen konnte. Ich kenne das Gefühl nicht, welches der Sohn empfinden muß, der nach langjähriger Abwesenheit zuerst wieder die Schwelle des Vaterhauses betritt, um an der Mutter Brust von den Irrfahrten des Lebens auszuruhen, keine liebe Braut umarmte mich jemals mit holdem Verlangen und drückte im innigen Kuß ihre rosigen Rippen auf die meinen, keine treue vielerprobte Gattin küßelte mir verschämt das frohe Geständniß jemals in das Ohr, wie sie fühlte das Pfand unserer Liebe unter ihrem Herzen zu tragen, und niemals streckte ein zartes Kindlein die kleinen Händchen nach mir, dem heimkehrenden Vater, verlangend aus; kurz alle Freuden und alles Glück, was Familienleben und Familienbände einem Menschen gewähren können, blieb mir, dem jung verwaisten, in der Fremde erzogenen und dann vom 18. Jahre unaufhörlich in Frankreichs Kriegslagern erstarrten Menschen ein völlig unbekanntes Gefühl. Freudiger kann aber niemals eines Mannes Seele durch alle diese Scenen bewegt werden, höher kann sein Herz im inneren Glück nicht schlagen, als ich in jener Stunde empfand, da ich nun meinem alten theuren Bataillon als dessen Kommandant vorgestellt wurde und der laute Jubel der Soldaten mich begrüßte. Zwölf Jahre hatte ich in dessen Reihen gedient, vier algerische, zwei orientalische und einen italienischen Feldzug mit ihm durchfochten, als ich es Ende 1859 mit schwerem Herzen verließ, bis ich jetzt wieder dessen Kommandant geworden war. Und nun gar meine alte liebe Kompagnie, die ich als Kapitain in der

Almaschlacht zuerst in das Feuer geführt und dann bei Magenta glorreichen Angebentens, so viele Siegestrophäen mit ihr erobert hatte! Es war ein zu freudiges Wiedersehen und fast waren mir die Thränen vor innerer Nührung in die Augen getreten, als ich die alten lieben Kerle mit ihren braungebrannten, verwetterten Gesichtern wieder sehen und Dupenden von ihnen ihre kräftigen Hände schütteln konnte. Doch ein weinender Zuaven-Kommandant, sacristi! solch Schauspiel ist doch wohl noch niemals dagewesen. Ich glaube die tollen Kerle hätten mir in das Gesicht gelacht und der schlechten Wize auf meine Kosten wären am Abend zahllose gewesen, wenn sie eine Thräne in meinem Auge entdeckten. So machte ich denn ein recht lustiges Gesicht und hielt ihnen eine kurze, kernige, von jedem überschwenglichen Phrasenthum ferne Rede. Was mich besonders auch erfreute, war die aufrichtige Freude, mit der mich namentlich die alten Soldaten meiner früheren Kompagnie jetzt wieder begrüßten. Ich war ihnen stets ein strenger Offizier gewesen, der die Bande der Disciplin mit fester Hand hielt, jedes Vergehen dagegen unerbittlich strafte und niemals eine gegebene Strafe wieder erließ, und doch war ihre Freude, mich jetzt an der Spitze des Bataillons zu sehen, ebenso groß wie aufrichtig, obgleich sie schon im Voraus davon überzeugt sein konnten, daß ich eine scharfe Mannszucht halten und gehörig strafen würde, wenn dies nun einmal nöthig war. In dieser Stunde der Uebernahme des Bataillons, gelobte ich mir aber aufs Neue, Tag und Nacht für das Wohl meiner Untergebenen zu sorgen, nichts zu ver-

säumen was ihnen ihr Leben angenehm machen könnte, so weit der Dienst dies gestattete, und in den ersten Stunden des Kampfes stets der Erste an ihrer Spitze zu sein, wenn es galt den Ruhm und die Ehre der französischen Armee zu erhöhen und für die Macht unseres Kaisers Napoleon, dem ich den Befehl über dies schöne Bataillon verbandte, bis zum letzten Hauch des Lebens zu kämpfen. Kein anderer Stand der Welt vermag doch das stolze Gefühl der Standesehre und der festen Kameradschaft in dem Grade zu bewirken, als der Soldatenstand, zumal wenn man das Glück hat einer größeren, rühmgekrönten Armee angehören zu dürfen. Es mag recht schön sein als ein berühmter Maler oder Schriftsteller oder Componist zu leben und seinen Ruhm täglich durch die Trompeten der Zeitungen ausposaunen zu hören; auch ein Diplomat hat manche Vorzüge und die Gunst der eleganten Welt Damen in den vornehmen Salons von Europa wendet sich vorzugsweise gerne diesen geschmückten und parfümirten Geden von der Diplomatie zu. So ein reicher Pariser Börsenmann, der sich nur mit Couponsabschneiden beschäftigt und dessen Geld ihm die Reize der schönsten Tänzerinnen, Sängerinnen und aller übrigen Modedamen unserer Hauptstadt leicht genug erkaufen kann, führt auch ein Dasein, was nicht zu den schlechtesten auf dieser Erdenwelt gehört. Doch wie läßt sich dies alles mit dem Soldatenstand, wenn man mit voller Lust ihm angehört, vergleichen! Fürwahr als ich jetzt in Orizaba mein neues Bataillon übernahm und so die stolzen Reihen dieser langbärtigen, kriegerischen-Gestalten, welche ich fortan befehligen

sollte, überschaute, da hätte ich ja wahrlich nicht mit einem Ducde Grammont, dem Botschafter unseres Kaisers am Wiener Hofe, oder einem Rothschild oder gar einer künstlerischen oder literarischen Notabilität getauscht.

Von den Soldaten meiner früheren Kompagnie kannte ich ungefähr noch die Hälfte persönlich, die anderen waren seit dem Herbst 1859 neu eingetreten. Ganz alte algerische Krieger mochten unter der Mannschaft wohl noch ein Duzend befindlich sein, doch waren unter den Corporals und Sergents fast alle schon über 10 Jahre, einzelne auch wohl schon 15—20, ja einige noch länger, im activen Dienst. Solche Zuaven, die noch in der Krim mitgekämpft hatten, befanden sich in dieser Kompagnie an 32, im ganzen Bataillon aber 214 Mann. Sonst war die Ergänzung gut und wir hatten viele treffliche Soldaten aus anderen Feldregimentern, die sich freiwillig für eine zweite Capitulation bei uns hatten anwerben lassen, erhalten. Auch manche Savoyarden, die früher bereits im sardinischen Heere gedient hatten, waren im Corps. Es waren größtentheils streng disciplinirte, körperlich sehr abgehärtete Soldaten, deren Ausdauer und Gewandtheit im Bergsteigen uns wiederholt treffliche Dienste leisteten.

Am Abend meiner Uebernahme des Bataillons, ließ ich die Musik spielen und gab den Soldaten ein kleines Fest. Es wurden einige große Fässer mit Chingueritto, so heißt der in Mexiko gebrannte leichte Brantwein, an den sich unsere Soldaten sehr bald gewöhnt haben, geleert und alle waren fröhlich und guter Dinge. Ein alter Zuave, wegen

seines langen fuchsrothen Bartes, der ihm bis halb auf die Brust herunter hing, Henri le Capuzin genannt, hielt dabei eine höchst komische Rede und brachte schließlich meine Gesundheit und einige hundert Kehlen stimmten jubelnd in diesen Ruf mit ein. Dieser Henri le Capuzin ist ein Original, wie man es nur in unserem Corps finden kann. Wo er geboren ist und wer seine Mutter war, weiß weder er noch überhaupt wohl Niemand auf dieser Erde, denn wahrscheinlich brachte irgend eine fahrende Landstreicherin ihn irgend einmal hinter einer Hecke zur Welt. Ebenso weiß er nicht, ob er jemals getauft wurde, was schwerlich geschah, wie alt er ist, welcher Religion er angehört und was für einen Familiennamen er eigentlich besitzt. Seine frühesten Erinnerungen sind, daß er als Junge bei einem Bärenführer die Welt durchzog und mit dem Affen und Kameel zusammen in den Ställen schlafen mußte. Hatte sein Herr zufällig keinen Affen, so wurde er in dessen rothe Jacke gesteckt und mußte statt seiner Purzelbäume schlagen und auf dem Kameel hocken, erhielt aber zum Lohn für alle diese Fähigkeiten mehr Schläge und Kniffe und Prüffe als Essen. An Schul- und Religionsunterricht irgend einer Art war bei dieser herumvagabundirenden Lebensweise natürlich nicht zu denken. Als er allmählich größer wurde, avancirte er zum Bajazzo und Trommelschläger einer kleinen Seiltänzerbande, fand aber auch hierbei gerade kein sonderlich angenehmes Leben. Da sich einst diese Bande aus Mangel an Subsistenzmitteln aufgelöst hatte, entschloß sich Henri kurz, sein Leben fortan dem Ruhme der französischen Fahne zu widmen und ließ

sich als Tambour für die Fremdenlegion in Algerien anwerben. Einige Jahre trommelte er den Legionairen mit unermüdetem Eifer den Kataplan und andere Märsche vor, dann mehrte sich sein Ehrgeiz und er vertauschte die Trommelschlegel mit der Musquete. Bei seiner zweiten Kapitulation trat er 1844 bei den Zuaven ein und war bald einer der verwegensten Soldaten unseres Corps. Was Muth, Gewandtheit und Kaltblütigkeit anbelangt, hätte er in der That verdient schon General zu sein, seiner gänzlichen Unkenntniß im Lesen und Schreiben und dann leider eines Hanges zur Trunkenheit wegen, konnte er aber nicht einmal zum Corporal befördert werden. Als ich 1853 die Kompagnie erhielt, war die Strafliste von Henri wegen Trunkenheitsfällen und zahllosen Disciplinarvergehen so voll, daß er eigentlich schon zur Disciplinarkompagnie abgegeben werden sollte. Nur die wirklich glänzende Tapferkeit, die er wiederholt im Gefecht gezeigt und der Umstand, daß er einst einen verwundeten Offizier mit Gefahr seines Lebens aus einem Haufen von Kabylen herausgehauen und dann auf seinem Rücken stundenweit fortgetragen hatte, rettete ihn noch immer vor diesem, in vieler Hinsicht nur zu wohl verdienten Schicksal. Aus Dankbarkeit hierfür und um ihn wo möglich noch zu bessern, hatte unser damaliger Oberst ihm auch gestattet, eine zweite Kapitulation in unserem Regimente anzunehmen, obgleich der Bataillonskommandant eigentlich dagegen gewesen war.

Als wir den Befehl nach dem Orient uns einzuschiffen in Oran erhielten, saß Henri wegen verschiedener dummen



Streiche einmal wieder im Arrest, in dem er überhaupt über die Hälfte seiner Dienstzeit zubringen mußte. Ich ging zu ihm und kündigte ihm an, daß ich ihn nicht mitnehmen, sondern zum Depot abgeben würde, da ein solch unverbesserlicher Trunkenbold wie er der Kompagnie nur zur Schande gereiche und im Felde auch nicht den mindesten Nutzen gewähre, da man sich niemals sicher auf ihn verlassen könne. Henri gerieth in Verzweiflung, weinte fast wie ein Kind und beschwor mich ihn doch in den Krieg mitzunehmen, da er die Schmach jetzt zurückzubleiben, nicht erleben, sondern sich selbst dann das Leben nehmen würde. Einen Mann von solch bewährter Tapferkeit, bei einem jedenfalls blutigen Kriege gegen die Russen, aus meiner Kompagnie zu entfernen, konnte ohnehin nicht mein Wunsch sein und so sagte ich denn, „nun gut, mein Freund, ich will dich mitnehmen unter der Bedingung, daß du mir dein Ehrenwort als französischer Soldat gibst, dich während des ganzen Feldzuges auch nicht ein einzigesmal zu betrinken.“ Er fiel mir vor Freude um den Hals und antwortete: „mein Kapitain, nennen Sie mich einen elenden Jungen und insamen Schuft, wenn ich, so lange der Feldzug dauert, jemals auch nur einen Tropfen Branntwein über die Lippen nehme. — Und dann mein Kapitain, wenn es heißt, daß zu besonders gefährlichen Expeditionen Freiwillige ausgerufen werden, versteht es sich doch wohl von selbst, daß ich dabei bin. Ich habe viel wieder gut zu machen.“ Gerührt reichte ich ihm die Hand und jubelnd schiffte er sich mit seinen Kameraden ein. Henri hielt Wort und trotz Kälte, Nässe und allen mög-

lichen anderen Strapazen, die wir während der drei Jahre, die wir im Orient und in der Krim zubrachten, in Menge ertragen mußten, genoß er nie auch nur einen einzigen Tropfen geistiges Getränk und hielt sich überhaupt so musterhaft, daß er keine Strafe empfing. Als wir aber in der Alma-schlacht die Russen angriffen und um auf das Hochplateau zu gelangen, eine sehr steile Felsenschlucht hinaufklettern mußten, was anfänglich fast unmöglich schien, da war Henri mit der erste Soldat, der uns den Weg zeigte, und oben auf dem Plateau angekommen wie ein Wüthender den Russen entgegenstürzte. Er führte stets einen großen schwarzen Kater, der den Namen „Creve coeur“ hatte und eine so erstaunliche Menge von Kunststücken konnte, wie ich dies bei einer Raze niemals gesehen habe, mit sich, und dieser Kater mußte jetzt in der Schlucht vorklettern und mit den besten Weg zeigen helfen. Bei Inkermann wurde dieser Kater später erschossen, worüber sein Herr eine tiefe Trauer zeigte, und erhielt von den Zuaven der Kompagnie ein feierliches Begräbniß. Da sich Henri auch sonst während der ganzen Belagerung ungemein auszeichnete, so erhielt er nicht allein mehrere Medaillen, sondern wurde auch von mir für das Kreuz der Ehrenlegion vorgeschlagen, was er aber nicht bekam. Es war überhaupt unmöglich, einen muthigeren, gewandteren und dabei auch bei den allergrößten Beschwerden stets in der besten Laune bleibenden Soldaten zu finden, als Henri während dieses ganzen Feldzuges war, und er zeigte sich in dieser Hinsicht als ein wahrer Schatz für meine Kompagnie. Da er auch kein Wort lesen und schreiben

W i e d e r. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 7

konnte und dies auch nicht lernen mochte, so vermochte ich ihn trotzdem nicht zum Corporal zu befördern.

Ich hoffte schon, daß Henri sich gebessert haben würde, irrte mich aber sehr hierin, denn kaum waren wir wieder in Oran angekommen, wo er nicht vor dem Feind stand, so fing er stärker wie je und, gleichsam um das Versäumte nachzuholen, sein früheres lieberliches Leben wieder an. Alle anderen Strafen halfen nicht und so wurde er denn, obgleich ich mich höchst ungerne zu diesem Schritte entschloß, auf zwei Jahre in eine Disciplinarkompagnie gesteckt und im Anfang 1859, als seine Kapitulation gänzlich abgelaufen war, aus dem Dienste entlassen. Er engagirte sich nun als Aufwärter bei einem Thierhändler, der Löwen und Hyänen und andere Bestien in Afrika einhandelte, um solche in Europa an Menagerien und zoologische Gärten wieder zu verkaufen, und ich hatte eigentlich die Ueberzeugung, daß er einst noch im Zuchthause oder wenigstens als Bagabund im Armenhause sterben würde. Als wir im Frühling 1859 Befehl erhielten, uns für den italienischen Feldzug kriegsfertig auszurüsten, kam Henri als ein Verzweifelter zu mir und bat mich fast kniefällig, ich wöchte ihn doch als Freiwilligen wieder in meine Kompagnie aufnehmen. Anfänglich stellte ich mich zwar unerbittlich, da ich jedoch solche Soldaten, wie er war, in dem jeden Falls blutigen Feldzuge gegen die Oesterreicher, gerne bei meiner Kompagnie haben mochte, so gewährte ich ihm denn endlich seine Bitte, mich für seine Rekapitulation verwenden zu wollen, wenn er wieder das Versprechen gebe, sich fortan, so lange er überhaupt im

Dienst sei, gut zu betragen. Er gab mir das Wort hierauf, ich verwendete mich beim Oberst, daß er wieder angenommen und meiner Kompagnie zugetheilt wurde, und hatte keine Ursache dies zu bereuen. Henri hielt sich musterhaft, zeichnete sich bei jeder Gelegenheit auf das Rühmlichste aus und erwarb sich endlich auch bei Solferino, wo er schwer verwundet wurde, das Ehrenlegionskreuz, das höchste Ziel seiner Wünsche. Als ich im Herbst 1859 meine Kompagnie abgab und zu einem anderen Regimente versetzt wurde, war er noch als Rekonvalescent im Hospital zu Mailand. Ich besuchte ihn, um Abschied von ihm zu nehmen, ertheilte ihm noch Ermahnungen, sich auch nun des Ehrenlegionskreuzes würdig zu betragen und er versprach dies mir auch. Schon gleich nach meiner Ankunft in Orizaba erkundigte ich mich nach „Henri le Capuzin“ und erfuhr zu meiner Freude, daß es ihm gut gehe und er sich musterhaft betrage. So konnte ich denn mit doppeltem Vergnügen dem alten treuen Burtschen, der vor Freude mich wiederzusehen fast die tollsten Luftsprünge machte, seine Rechte drücken, mit der er schon so oft für die Ehre der französischen Fahne gefochten hatte.

Ein Bataillonskommandant im Kriege muß nothwendiger Weise gut beritten sein, und so war es denn meine erste Sorge in Orizaba, mich mit recht brauchbaren Pferden zu versehen. Einen sehr schönen Hengst mit lang herunterhängender Mähne und Schweif, der aus Andalusien nach Cuba und von dort nach Vera-Cruz gelangt war, kaufte ich von einem Stabsoffizier, welcher seiner Gesundheit wegen nach Frankreich zurückkehren mußte, für den verhältnißmäßig

wohlfeilen Preis von 1000 Francs. Das edle und große Roß war für die Parade wie geschaffen, sonst aber nur ein höchst mittelmäßiges Kampagnepferd, da es nicht schnell lief, schlecht sprang und dabei eine merkwürdige Feigheit zeigte recht in das Feuer hineinzugehen. Es gibt solche Pferde, die nicht in das Feuer hineinwollen und daher für einen Offizier im Gefecht keinen Schuß Pulver werth sind. Als eigentliches Reitpferd für den Feldgebrauch kaufte ich noch von einem mexitanischen Offizier, der sich bei uns aufhielt, einen kleinen Fhengst oder Mustang, der früher wild auf den Prairien von Texas umhergelaufen und dann mit dem Lasso eingefangen war, für ungefähr 600 Francs nach französischem Gelde. Das Pferd, ein Rothfuchs von Farbe, war zwar nur klein, aber sehr schön gebaut, von unermüdblicher Ausdauer, ein guter Läufer und Springer, dabei gar nicht scheu und abgehärtet gegen alle Fatiguen; kurz ein Campagnepferd, wie man sich solches nur wünschen konnte. Seine sonstigen guten Eigenschaften wurden jedoch durch einen nicht geringen Grad von Bösartigkeit und Heimtücke wieder sehr beeinträchtigt. Es biß und schlug wo es nur konnte, so daß man sich stets, wenn man sich ihm nähern wollte, ungemein in Acht nehmen mußte und war auch sonst beim Reiten voller Rücken und Lücken. Da ein so böses Pferd für einen Stabsoffizier der Infanterie, der häufig zwischen seinen Soldaten hindurchreiten muß, nicht viel taugt, so vertauschte ich es bald wieder gegen einen anderen Mustang, der zwar nicht so schnell, aber dafür auch nicht so böse war. Bei diesen auf den Prairien wild umherlaufenden und dann durch

den Lasso eingefangenen und mit äußerster Rohheit durch Anwendung aller möglichen Gewaltmaßregeln zugerittenen Pferden, wird man übrigens derartige Bosheiten und Lüste sehr häufig finden. Es ist gleichsam als wollten die klugen Thiere sich an dem Menschen auf solche Weise dafür rächen, daß er sie ihrer goldenen Freiheit beraubte und durch so harte Mittel in das Joch der Dienstbarkeit einzwängte. Zeigt man übrigens dem bösesten mexikanischen Pferde, welches mit dem Lasso eingefangen ist, nur dies Instrument und macht die Pantomime, als wolle man ihm solchen um den Hals werfen, so wird es augenblicklich ruhig werden, ja fast zitternd dastehen, solche Furcht hat es noch immer vor dieser schrecklichen Schlinge. Später bin ich wohl auf Estanzias, auf deren einige deutsche Quadratmeilen großen Weidestücken an 1000 Rinder und 100—200 Pferde, alle im halbwildem Zustande, weideten, gewesen und habe gesehen, wie die Pferde durch die Hirten mit dem Lasso eingefangen wurden. Die ganze Operation gleicht sehr der Art, wie die Tabunshets in den Steppen der Krim mit dem Arkan die Pferde aus den großen Tabunen fangen. Die mexikanischen Pferde sind übrigens hübscher und zeigen weit mehr edles Blut als die südrussischen Steppensperde. Man sieht es ihrem ganzen Baue und besonders auch ihren feinen zierlichen Köpfen noch sehr merklich an, daß sie orientalisches Blut in den Adern haben und Abkommen jener edlen Rasse sind, welche die Araber meist nach Spanien gebracht hatten. Wie überhaupt für keinen Zweig der Industrie und der Landwirtschaft, so wurde auch in der letzten Zeit für die Pferde-

zucht in Mexiko nicht das Mindeste gethan und sie soll daher sehr zurückgegangen sein, obgleich sich Klima und Weiden sonst ungemein dafür eignen.

Die Mexikaner selbst sind durchweg sonst sehr gewandte und muthige Reiter, die gut zu Pferde sitzen und sich auf ihren Rossen recht stattlich ausnehmen. Sie haben große Sättel, welche viele Aehnlichkeit mit den orientalischen Sätteln haben und gebrauchen auch die langen scharfen Stangengebisse, welche die Beduinen in Algerien führen. Man kann überhaupt der ganzen mexikanischen Pferdehaltung und Reitkunst deutlich anmerken, daß sie von den Spaniern stammt und diese wieder Vieles von den Arabern entnommen haben.

Als Pachtthier kaufte ich für einen ziemlich hohen Preis ein Mulo oder Maulthier, wie solche in großer Menge in allen mexikanischen Provinzen gezogen werden. Diese Maultesel besitzen hier in der neuen Welt so ziemlich alle die vielen verschiedenen Eigenschaften, durch welche sie sich auch bei uns im Süden von Europa und Algerien auszeichnen. Sie sind ausdauernd, zähe, im Futter genügsam und leisten auf Märschen viel mehr als ein Pferd, zeigen dagegen stets Lüge, Boshaftigkeit und mitunter, wenn ihnen der Kopf nicht gut gelaunt ist, eine fast unbezwingbare Störrigkeit. Es mag leichter sein eine Kaffeegesellschaft von alten Klatschschwestern zur Ruhe zu bringen oder ein verliebtes Mädchen vor Thorheiten zu schützen, als einen störrigen Mulo, der sich nun einmal in den Kopf gesetzt hat, etwas nicht thun zu wollen, dazu zu zwingen. Prügel, ein so treffliches Mittel solche auch sonst in allen ähnlichen Fällen bei Menschen

wie Thieren sind, erweisen sich bei einem störrigen Mulo als gänzlich wirkungslos und das Thier erträgt die heftigsten Schläge mit der Ruhe des vollkommensten Stoikers. Selbst die mexikanischen Arrieros (Packknechte), sonst die besten Maulthiertreiber, die ich kenne, vermögen mitunter die Störrigkeit ihrer Mulos, trotz der raffinirtesten Mittel, welche sie dagegen anwenden, nicht zu bezwingen und müssen ihnen wenigstens für eine Weile ihren Willen lassen.

Zur Wartung meiner Pferde und meines Mulo nahm ich in Orizaba einen solchen mexikanischen Arriero in meinen Dienst. Der Bursche war ein Mestize und eigentlich der faulste, diebischste, unverschämteste Gallunte, mit dem ich jemals in nähere Berührung kam. Alle diese vielen schlechten Eigenschaften ertrug ich jedoch geduldig, da er gut mit meinen Thieren umzugehen verstand, auf Märschen von großer Ausdauer und Genügsamkeit war, und eine seltene Geschicklichkeit besaß, in der Geschwindigkeit oder auch nächtlichen Dunkelheit die Thiere zu packen und zu satteln. Für einen Offizier im Felde ist ein solcher Bedienter von großem Werthe und ich ertrug deshalb auch längere Zeit mit aller Geduld alle seine vielen schlechten Eigenschaften. Unser Verhältniß wurde jedoch in Mexiko auf eine sehr tragische Weise gelöst. Der Kerl fühlte plötzlich das Verlangen in sich, zu der Armee unseres Gegners Suarez überzulaufen, wo solche Strolche freilich auch die größte Gesellschaft ihres Gleichen finden, und hielt es für gut, für diese Reise ein Pferd und eine Börse mit 50 Napoleond'ors von mir zu stehlen. Glücklicher Weise entdeckte ich den Verlust schnell genug, um dem



Dieb noch nachsehen zu lassen. Es gelang einer Patrouille unserer Chasseurs d'Afrique, den Kerl einzuholen und mit noch einem Kompan festzunehmen. Bei dieser Arrestation zog er aber schnell ein Dolchmesser und verwundete einen unserer Soldaten ziemlich tief an der Schulter. Jetzt war sein Schicksal besiegelt. Er ward vor das Standgericht gestellt, natürlich zum Tode verurtheilt und einige Stunden darauf auch erschossen. Solche schnelle und unerbittliche Strenge ist dringend nothwendig, wenn wir überhaupt Ruhe und Ordnung in Mexiko stiften und die vielen Hallunken, welche das Land in nur zu reicher Menge besetzt, einigermaßen in Ordnung halten wollen.

Die Lage von Orizaba, in welcher Stadt ich nun einige Wochen verlebte, ist ebenso gesund wie angenehm, und hier erst lernt man so recht die vielen Vorzüge, welche die „Tierra templada“ des mexikanischen Staates besitzt, erkennen und schätzen. Und welche prachtvolle Vegetation ist hier; wahrlich mit diesen Palmen, Orangen und Cypressen, welche hier gedeihen, können die derartigen Bäume in Algerien doch nicht verglichen werden. Auch die Stadt selbst ist wohlgebaut und enthält, wie alle mexikanischen Städte, besonders einige prächtige Kirchen und große Klöster. Welche Macht hier die Geistlichkeit und besonders das Mönchthum besessen haben müssen und wie die Pfaffen allen ihren Einfluß darauf verwandten, um Schätze über Schätze zusammenzuraffen und für ihre Zwecke zu verwenden, lernt man immer mehr erkennen, je länger man im mexikanischen Gebiete verweilt. Sieht man prächtige, oft mit dem Aufwand von

vielen Millionen erbaute Gebäude, so sind dies sicherlich Kirchen und alle größeren gut erhaltenen Häuser dienen gewiß zu Wohnsitzen der Mönche und Geistlichen. Es ist hier eine so starke, festgegliederte und, das ganze Land nur für sich auszubedeutende Hierarchie, wie ich solche selbst im Kirchenstaate nicht ärger fand, und die Stadt Mexiko ist ein ärgeres Pfaffenest als selbst Rom, und das will doch in der That viel sagen. Hierin gibt es hier noch einen wahren Augiasstall für den zukünftigen Herrscher des Landes auszuräumen und er wird viel zu thun haben, bevor er nur einigermaßen damit fertig wird.

In der reizenden Umgebung der Stadt Orizaba zog mich besonders der Anblick des mächtigen, hoch in den Himmel hineinragenden Vulkans, der ebenfalls Orizaba genannt wird, sehr an. Wir machten mehrere Ausflüge bis zum Fuß dieses sehr hohen Berges, wo der reichste Pflanzenwuchs das Auge erfreut, und ich hätte gerne versucht dessen Gipfel zu ersteigen, wenn ich nur Zeit und Gelegenheit dazu gehabt hätte. Da mir aber Beides fehlte, mußte ich mich begnügen den Vulkan von unten auf zu bewundern und mich besonders daran zu erfreuen, wenn die Strahlen der untergehenden Sonne seinen Gipfel vergoldeten, so daß die aus dem Krater oft aufsteigende Rauchsäule einem riesigen goldenen Dorett gleichen. Die Mexikaner behaupteten, daß der Orizaba nicht zu besteigen sei und noch niemals eines Menschen Fuß dessen Gipfel betreten habe; später erfuhr ich jedoch, daß vor einigen Jahren ein deutscher Naturforscher, nach Ueberwindung zahlloser Mühseligkeiten, es möglich ge-

macht habe, den Berg zu ersteigen und oben meteorologische Beobachtungen anzustellen.\*) Darin seid Ihr Deutsche doch ganz eigenthümliche Menschen. Wenn es gilt für die Wissenschaft Opfer zu bringen und neue Entdeckungen zu machen, scheuen Eure Reisenden weder Mühe noch Gefahren und die deutschen Naturforscher und Geographen sind die muthigsten, unternehmungslustigsten, in jeder Hinsicht das Größte leistenden Menschen, welche ich kenne, sollt Ihr aber in der Politik einig sein und dem Auslande gegenüber kräftig auftreten, so herrscht bei Euch alsbald Kleinlichkeit, Uneinigkeit, Philisterhaftigkeit und darum natürlich klägliche Schwäche.

Einige Wochen war ich bereits in Orizaba gewesen, als ich den Oberbefehl über eine größere Expedition erhielt. Unser Zweck war, die Gegend theils von Guerilleros der Juarezschen Partei, welche so frech waren bis in unsere Nähe umherzustreichen, zu säubern, theils auch größere Transporte von Lebensmitteln für unsere Besatzung herbeizuschaffen.

---

\*) Der Besteiger des Orizaba war der rühmlichst bekannte Naturforscher Baron v. Müller aus Württemberg, der das mexikanische Gebiet für wissenschaftliche Zwecke längere Zeit bereiste und sehr werthvolle Entdeckungen lieferte. Sein kürzlich erschienenenes großes Reiseverl über Mexiko ist nicht allein interessant und lebendig geschrieben, sondern enthält auch eine Menge höchst gebiegener Bemerkungen über alle Zustände dieses Landes. Wir können dies bei Brockhaus in diesem Jahre erschienene Werk Allen, die sich für Mexiko interessieren, was in jüngster Zeit durch die Wahl des Erzherzogs Max zum Kaiser von Mexiko und dessen Abreise dahin für uns Deutsche eine erhöhte Bedeutung gewonnen hat, auf das Beste empfehlen.

Ann. des Herausgebers.

Mein Kommando bestand aus 200 Zuaven, 80 Chasseurs d'Afrique und einigen 30 mexikanischen Reitern, welche zu unserer Partei gehörten. Letztere sollten besonders als Führer dienen, wozu sie sich ihrer Lokalkenntniß wegen vortrefflich eigneten, denn das eigentliche Kämpfen gehörte gerade nicht zu ihren besonderen Liebhabereien. Mein Streifzug, der einige Wochen dauerte, war zwar mit vielen Strapazen und Beschwerden aller Art verknüpft, brachte jedoch auch wieder manche Abwechslung und Unterhaltung und gewährte mir viel Vergnügen. Das Wetter war größtentheils vortrefflich und erlaubte das Bivouakiren und so zog ich es denn fast immer vor im Freien zu bleiben statt in den elenden schmutzigen, von Ungeziefer aller Art wimmelnden Mesones oder Wirthshäusern, die wir häufig fanden, zu übernachten. Eine Serape oder dicke gewirkte mexikanische Decke, welche ein vortreffliches Gewebe ist, und überhaupt mir hier in Mecico schon so vortreffliche Dienste leistete, daß ich solche jedenfalls auch bei zukünftigen Kriegszügen, an denen es uns hoffentlich über kurz oder lang auch in Europa nicht fehlen wird, mit mir nehmen werde, ward auf eine Unterlage von Laub gebettet und gab das vortrefflichste Lager, dazu das Satteltkissen als Kopfkissen und mein alter treuer Bournuß, der mir schon in Algerien, der Krim, Italien und China bei zahllosen ähnlichen Bivouaks die besten Dienste geleistet hatte, als Decke zum Zudecken, so schlief es sich unter Gottes weitem, blauem Sternenzelt vortrefflich. Nur mit der Verpflegung sah es bei diesen Streifzügen in die Kreuz und Quere oft nur ziemlich mäßig aus und Schmalhans

war Küchenmeister, wie dies im Feldleben überhaupt gar häufig geschieht. Oft hatten wir den ganzen lieben langen Tag nichts weiter zu essen, als diese verdammten Frijoles oder Bohnen, dies Leib und Nationaleffen der Mexitaner, was bei ihnen so ziemlich die gleiche Stelle vertritt, als die Kartoffel bei Euch in Norddeutschland. Menschen wie Thiere essen dann des Morgens, Mittags und Abends Bohnen und immer wieder Bohnen, was doch eigentlich eine verdammte trockene Speise ist, der ich niemals sonderlichen Geschmack abgewinnen konnte. Mitunter fehlten auch diese Frijoles und es gab dann die kleinen flachen Maisbrode oder Tortillas, welche in Mexiko fast überall die Stelle des Brodes vertreten. Diese Tortillas gleichen im Geschmack ungemein den Mazed oder Kuchen aus ungesäuertem Waizenteig, welche die Juden in Deutschland an hohen Festtagen genießen und sind ein fades, nach Nichts schmeckendes Gebäck. Als Getränk hatten wir häufig Pulques, so heißt ein in Gährung übergegangener, süßer Saft aus der Blüthentrone der Agave. Dieser Pulques ist eben so wie das Bier in Bayern, der Eider in der Normandie, der schlechte, dünne Cichorientkaffee in Sachsen, der Quas in Rußland, der Thee in China, das Porter in England und der Wisky in Irland, das Nationalgetränk in Mexiko und wird gleich den Frijoles und Tortillas von Alt und Jung, Mann und Weib, Vornehm und Gering, in ungeheuren Quantitäten getrunken, daher große, fast unabsehbare Felder fast nur mit Agaven zu diesem Zwecke bebaut werden. Wenn der Pulques frisch ist, so hat er einen angenehmen, süß-säuerlichen Geschmack, kühlt und

erfrischt das Blut und löscht den Durst, daher ich stets mit vielem Vergnügen davon trank. Aelterer und mehr in Gährung übergegangener Pulques schmeckt mir nicht sonderlich mehr, wurde aber gerade in dieser Beschaffenheit von den meisten Mexitanern mit vieler Leidenschaft getrunken.

Ungefähr 8 Tage war ich mit meinem Kommando schon umhergezogen und hatte bereits zahlreiche Transporte von mit Lebensmitteln beladenen Mulos unter starker Eskorte nach Orizaba gesandt, daher mein Kommando fast schon bis zur Hälfte geschwächt war, als ich durch einen Spion die Nachricht erhielt, daß ein starker, wohl über 300 Mann zählender Haufe feindlicher Guerilleros unweit des Engpasses von Chiquite lagern solle. Zwar hatte ich nur noch 120 Zuaven und 40 Chasseurs d'Afrique bei mir, allein dies genügte für 3—400 feindliche Mexitaner vollkommen. So beschloß ich denn wo möglich die Feinde zu umzingeln und anzugreifen. Unter der Führung eines alten, erprobten Capitains, auf dessen Geschicklichkeit und Tapferkeit ich mich in jeder Hinsicht verlassen konnte, sandte ich nun 40 Zuaven und 10 Chasseurs auf Umwegen fort, um den Feinden in den Rücken zu fallen, den Haupttrupp behielt ich aber unter meiner speziellen Führung zum Angriff von Vornen. Es war eine schöne, helle, warme Mondscheinnacht als wir gegen Mitternacht von der Hacienda, wo wir zuletzt gelagert hatten, abmarschirten um dann mit Anbruch des Tags den Angriff zu unternehmen. Der Gedanke, jetzt bald an den Feind zu kommen und für Frankreichs Ruhm zu sechten, versetzte uns alle in die heiterste Stimmung und ich hatte

Mühe bei meinen Soldaten das Lachen, Singen und lustige Plaudern, womit sie sich sonst so gerne die Langeweile der nächtlichen Märsche zu verkürzen lieben, zu unterdrücken. Möglichste Stille war aber für unsern Zweck ganz unumgänglich nothwendig, wenn wir die Feinde überraschen wollten, daher jedes Geräusch strenge untersagt war.

Die Wege, welche uns die Mexikaner führten, waren bei einem Nachtmarsche gefährlich und beschwerlich genug. Es galt oft schmale Fußwege, die hoch an Bergen dicht neben Bächen und Schlünden vorbeiführten, zu passiren, wo jeder Fehltritt eines Einzelnen sehr leicht gefährlich werden konnte. Die kleinen mexikanischen Pferde klettern aber wie die Katzen und gehen überhaupt äußerst sicher und wenn man den Thieren nur ihren freien Willen läßt und nicht in die Zügel greift, so hat man so leicht kein Stolpern zu befürchten. So passirten wir denn, ohne den mindesten Unfall, mehrere gefährliche Engpässe und langten gegen Morgen in einer großen Thalebene an. Nur ein Wäldchen von Cypressen und Bananen trennte uns noch von dem Feinde. Ich sandte nun einige Zuaven und unter ihnen den bei solchen Gelegenheiten unübertrefflichen „Henri le Capuzin“ als Schleichpatrouille fort, um den Aufenthalt der Feinde zu erspähen. Wie die Schlangen so leise und gewandt wanden sich die Durschen zwischen den Baumstämmen hindurch, und kehrten nach einer halben Stunde, die uns in großer Spannung verging, mit der frohen Botschaft zurück, daß sie das Vivoual der Feinde entdeckt hätten. Als ich Henri frug, wie stark der Feind wohl sein möge, gab er mir die etwas un-

verschämte Antwort: „Nah, mein Kommandant, Sie wissen ja, daß ein französischer Soldat die Stärke der Feinde niemals zählt, wenn es zum Angriff gehen soll.“ Ich verwieß ihm solche Antwort, und sagte, er würde von mir niemals wieder auf eine Retognošcirpatrouille geschickt werden, da er zu ungeschickt hierzu sei. Sehr kleinlaut bat er nun um Entschuldigung. Ein anderer sehr erfahrener Zuave meldete, daß er die Zahl der Feinde wohl auf 300 Mann schätze, so weit man dies nach den Lagerplätzen beurtheilen könne. So war denn die Meldung unseres mexikanischen Führers eine richtige gewesen. Auf einem etwas breiteren Pfade gingen wir nun durch den Wald. Die Sonne war gerade im Aufgehen begriffen und ihre ersten Strahlen färbten schon die Gipfel der riesigen Bäume mit goldenem Schein, als wir aus dem Walde heraus auf eine breite Thalebene kamen. In der Entfernung von 16—1800 Schritten vor uns, waren die aus Laub geflochtenen Lagerhütten der feindlichen Guerilleros. Ein Vorposten derselben bemerkte unseren Austritt aus dem Wald und allarmirte sogleich seine Kameraden. In höchster Eile stürzten diese aus ihren Hütten und schwangen sich auf die ungesattelten Pferde, die sie schnell aufgeäumt hatten. Jetzt, da wir doch einmal entdeckt waren, galt es auch für uns schnell anzugreifen. Ein lautes „vive l'empereur“ erscholl und im Lauffschritt liefen die Zuaven dem Feinde entgegen, während unsere Chasseurs d'Afrique, die mit ihren Pferden im Walde nicht so schnell hatten folgen können, noch etwas zurückgeblieben waren. Da meine 120 Zuaven von den feind-



lichen Reitern, die wohl an 340—350 stark sein mochten, leicht hätten über den Haufen geritten werden können, so ließ ich schnell das Signal zum Sammeln und Quarrée formiren blasen. Es gelang uns auch nun eiligst einen dichten Haufen zu formiren. In vollem Galopp ihrer Pferde stürmten nun die mexikanischen Guerilleros auf uns ein. Diese Reiterchaar auf ihren ungefattelten, kleinen, muthigen Hengsten mit langwallenden Mähnen und Schweifen, im vollen Glanze der Morgensonne auf uns einsprengen zu sehen, gewährte einen sehr hübschen Anblick, der mir stets unvergeßlich bleiben wird. Das ganze Schauspiel erinnerte ungemein an die Reiterangriffe, welche die marokkanischen Reiter in Algerien wiederholt auf uns machten und deren du dich auch gewiß noch mit vielem Vergnügen erinnern wirst. Diese mexikanischen Guerilleros sind meist hagere, sehnichte Männer mit braunen, schwarzbärtigen Gesichtern, die mehr Muth scheinen lassen, als ihre Inhaber in der Regel zu besitzen pflegen. Ein großer, breitrandiger Hut, Sombrero genannt, eine kurze Jacke und lange Pantalons, über welche die Wohlhabenderen unter ihnen, eine Art unten aufgeschlitzte, mit Knöpfen und bunten Stickereien oft reich verzierte Ueberhosen, „Chiouras“ genannt, zu tragen pflegen, bilden ihren Anzug. Als Mantel, warmes Oberkleid und Decke dient ihnen die, gewöhnlich in den buntesten Farben gewirkte Serape, welche die meisten Mexikaner in sehr malerischen Falten um sich zu hüllen verstehen. Als Waffe führen sie eine lange Lanze, einen Säbel und ein Paar Pistolen. Alle diese Waffen sind jedoch häufig nicht in gutem Zustande

und werden von ihren Besitzern auch selten geschickt und muthig gebraucht, daher denn auch die mexikanischen Reiter selten besonders gefährliche Feinde abgeben. Sie reiten sonst sehr muthig und gewandt und verstehen es mit den scharfen Stangen und den langen Sporen, an denen sehr spitze, fast einen Sous große Räder klirren, ihre Pferde ungemein schnell herumzutummeln.

Als sich diese Reiter uns wohl auf 3—400 Schritte genähert haben mochten, befahl ich meinen Soldaten Feuer auf sie zu geben. Leider war der ungemein starke Thau während der Nacht im Walde in die Gewehre gebrungen und da wir keine Zeit gehabt hatten die Ladung nachzusehen, so versagte über die Hälfte der Schüsse. Trotzdem reichte aber die gegebene Salve vollkommen aus, den Reiterhaufen auseinander zu sprengen, so daß die meisten Guerrilleros eiligst umdrehten und im schnellsten Lauf davonjagten. Ungefähr 10—12 todt und verwundete Pferde und 8—9 todt oder verwundete Reiter lagen aber am Boden. Ich hoffte nun, meine andere Abtheilung würde jetzt erscheinen, den Feinden in Rücken fallen und ihnen so die Flucht versperren, daß wir sie hätten alle gefangen nehmen können. Der Kapitän war aber aus Nachlässigkeit, oder wie ich eigentlich wohl glaube, aus Verrätherie des mexikanischen Führers irre geführt worden und hatte in der Nacht durch Busch und Thal einen so weiten Umweg machen müssen, daß er erst 4 Stunden nach beendetem Kampfe mit seiner gänzlich ermüdeten Mannschaft am Engpasse von Chicuite anlangte. So gelang uns denn die Gefangennahme des

Wied. e. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers.

ganzen Trupps nicht. Inzwischen waren nun auch unsere Chasseurs einzeln aus dem Walde hervorgekommen und setzten den fliehenden mexikanischen Guerilleros nach. Ihre Pferde waren aber theils durch die Strapazen der letzten Tage schon etwas ermüdet, theils auch zu schwer bepackt, als daß es ihnen gelang, die meisten Mexitaner, die auf ihren ungesattelten frischen Hengsten wie die Pfeile über die Ebene dahinflogen, noch einzuholen. Nur einige 20 Mann, die entweder langsamer oder schon auf verwundeten Pferden ritten, holten sie noch ein und nahmen sie gefangen oder hieben sie zusammen, wenn sie sich widersetzen wollten, was aber nur in seltenen Ausnahmefällen geschah. Auch ich selbst konnte meine Kampflust jetzt nicht mehr zügeln, drückte meinem kleinen Mustang die Sporen ein und setzte den fliehenden Guerilleros nach. Einer ihrer Offiziere, ein junger, sehr schöner Mann mit sehr bunter Serape und reich gestickten, weit flimmernden Chivaras, hielt sein Pferd wiederholt an und bemühte sich, seine fliehenden Reiter zu sammeln und zum ferneren Kampfe zu ermuthigen, was ihm aber nicht gelingen wollte. Er ritt einen runden, schönen, goldbraunen Hengst von edelster Rasse, auf dem er wie angegossen saß. Ich hatte mich ihm inzwischen so weit genähert, daß ich ihm zurufen konnte, er solle Parbon nehmen. Mit einem heftigen spanischen Fluche riß aber der Mexitaner sein Pferd herum und schoß seine Pistole wohl noch 110—12 Schritte entfernt auf mich ab. Die Kugel war gut gezielt gewesen, denn sie schleuderte mir meine Mütze vom Kopfe herab. Ich feuerte nun auch zwei Schüsse aus meiner langen

doppelläufigen Pistole ab, traf aber heidemale nicht, entweder weil ich zu hitzig war, um bedächtig zielen zu können, oder weil mein Pferd etwas scheute. Wüthend sprengte ich nun auf meinen Gegner ein, um ihn mit dem Säbel anzugreifen. Er wartete aber diesen Zweikampf nicht ab, sondern wendete sein Pferd wieder um und sprengte fort und ich in voller Kampflust hinter ihm drein. Eine ziemlich breite Schlucht, in der ein kleiner Gebirgsbach rauschte, lag vor uns und ich hoffte nun, daß die Flucht des Mexikaners dadurch aufgehalten und er zum Zweikampf genöthigt sei. Schon freute ich mich sein edles Ross bei dieser Gelegenheit zu erbeuten, denn daß ich meinem Gegner in der Handhabung des Säbels überlegen sein würde, daran zweifelte ich keinen Augenblick. Ich hatte aber die Rechnung ohne den Wirth gemacht. Bei der Schlucht angetommen, stieß der Mexikaner einen hellen pfeifenden Ton aus und hieb dabei seinem Hengst mit aller Gewalt die Sporen in die Flanken. Das edle Thier hob sich hoch in die Höhe und schnellte dann mit gewaltiger Sprungkraft über die breite Schlucht. Es war dies ein Sprung, wie ich solchen früher niemals für möglich gehalten haben würde. Mit meinem schon etwas matten Mustang auch nur den Versuch zu wagen, diesen Satz über die Schlucht zu machen, wäre reiner Wahnsinn gewesen, da ich mir unfehlbar dabei das Genick gebrochen haben würde. So blieb ich denn am Rande halten und machte, wie ich glaube, ein etwas verdußtes Gesicht. Der Mexikaner drehte wieder am jenseitigen Ufer sein edles Thier, welches ich jetzt, nach dem so eben gesehenen Beweis

seiner außerordentlichen Kraft, doppelt so gerne als früher gehabt hätte, wieder um, rief mir einige höhrende Worte zu, feuerte nochmals einen Schuß auf mich ab, daß mir die Kugel um die Ohren pfiß und sprengte davon. Recht muthig ritt ich zu meinen Leuten, die indessen in das verlassene Bivoual der Guerilleros eingebrungen waren, zurück. Auf dem Wege dahin fand ich einen mexikanischen Reiter, dessen Pferd gestürzt war, neben dem liegenden Thiere. Ich hätte kaum auf ihn geachtet, allein schon von Weitem rief er mir mit gefalteten, flehenden Händen und einer ungemein kläglichem Stimme zu: „Quartel por el amor de dios“. Nachend gewährte ich ihm seine Bitte und befahl ihm zu folgen.

Auf den Lagerplätzen der Guerilleros machten meine Leute reiche Beute an Sattelzeug, was theilweise zwar nur äußerst schlecht, mitunter aber auch werthvoll war, einigen Waffen, dann einem Duzend Maulesel und einem Vorrath von Lebensmitteln. Um allen Streitigkeiten und Unordnungen vorzubeugen, hatte ich schon vorher bestimmt, daß sämtliche Beute zusammengetragen und dann in Orizaba für gemeinsame Rechnung der Soldaten verkauft werden solle. Dies geschah denn auch später, und jeder Soldat, der an dieser Expedition mit Antheil genommen hatte, erhielt für seinen Theil ungefähr 4 Napoleond'ors. Wir Offiziere partizipirten natürlich nicht bei dieser Vertheilung, doch hatte sich Jeder von uns als Andenken einige Waffen oder eine Serape oder einen mexikanischen Sattel ausgesucht. War zwar eigentlich der Hauptzweck dieses ganzen Angriffes, die

Schaar der Guerilleros abzuschneiden und völlig zu vernichten, mißglückt, so konnte ich sonst immerhin mit den gewonnenen Resultaten zufrieden sein. Außer unserer Beute und dem Umstande, daß wir sämtliche Guerilleros ihres Sattelzeuges beraubt hatten, waren 7 von ihnen getödtet und 34 verwundet oder gefangen genommen worden. Unter den Geflohenen mag auch wohl noch Mancher gewesen sein, der eine Wunde mit fortgenommen hat. Unser Verlust bestand aus drei leicht verwundeten Soldaten und einem getödteten Pferde. Außerdem war ein Chasseur d'Afrique bei der Verfolgung gestürzt und hatte sich eine Rippe gebrochen.

Da wir von dem Nachtmarsche etwas erschöpft waren, außerdem auch die Ankunft des Kapitäns mit seinem Detachement abwarten mußten, so ließ ich auf dem Bivouacplatz der Guerilleros bis gegen Abend Raft machen. An Tortillas, Frijoles, Pulques und Chokolade, dann auch an gedörrten Maiskörnern, erbeuteten wir einen ziemlichen Vorrath und daraus mußten unsere Soldaten versuchen, sich ihre Mahlzeiten zu bereiten. Ihre seltene Geschicklichkeit im Kochen, in welcher edlen Kunst unsere französischen Soldaten eine wirkliche Meisterschaft besitzen, zeigte sich auch bei dieser Gelegenheit wieder glänzend und sie bereiteten einige ganz schmackhafte Gerichte, von denen die gefangenen Mexikaner auch ihr gehöriges Theil bekamen. „Nach gethaner Arbeit ist gut ruhen“ heißt es und nachdem wir die nöthigen Vorsichtsmaßregeln gebraucht hatten, um nicht etwa heimlich überfallen zu werden, obgleich die Mexikaner selbst selten die Franzosen angreifen, sondern sich fast immer nur auf

die Defensiv beschränken werden, streckten wir uns behaglich unter dem Schatten hochstämmiger Bäume hin, um während der heißen Mittagsstunden einen langen Schlaf zu thun und uns somit für die verlorne Nachtruhe zu entschädigen. Im Allgemeinen war ich doch über den Ausgang dieses kleinen Scharmüßels erfreut, obgleich ich mich freilich darüber ärgerte, daß es uns nicht gelungen war die ganze Bande gefangen zu nehmen. Einige Tage später langte ich, ohne weitere sonderliche Abenteuer noch bestanden zu haben, mit meinem Detachement wieder in Orizaba an, wohin ich die Gefangenen und die Beute schon vorher abgeschickt hatte.

Wir fingen uns schon allmählich zu langweilen an, als neulich die nöthigen Verstärkungen vom Kaiser aus Frankreich uns nachgeschickt waren, um mit dem gehörigen Nachdruck gegen Puebla geriren zu können. „Puebla de los Angeles“, wie die blumenreiche, spanische Sprache sie nennt, ist in jeder Hinsicht nächst der Hauptstadt, die schönste, reichste und wichtigste Binnenstadt des ganzen mexikanischen Reiches. Sie ist voll stolzer Paläste, meist von höheren geistlichen Würdenträgern bewohnt, und weitläufiger Klöster, und hohe Kuppeln und Thürme prachtvoller Kirchen ragen aus ihr in den tiefblauen mexikanischen Himmel hinein. Auch die Lage der Stadt ist reizend und dabei sehr zur Vertheidigung geeignet. Die Juarezsche Partei hatte diese Bedeutung von Puebla auch richtig erkannt und mit kluger Berechnung aller Umstände beschlossen, ihre Hauptkraft in die Vertheidigung dieser Stadt zu setzen. Große Anstrengungen waren hiebei gemacht worden und da die Juarezsche Partei nicht genug fähige Offi-

ziere dazu in ihrer eigenen Mitte besaß, hatte man solche aus allen Ecken und Winkeln der Fremde herbeizuschaffen gesucht. Besonders über 100 revolutionäre Italiener, die zu Hause ihr wühlerisches Treiben nicht fortsetzen konnten, da die Regierung des Victor Emanuel dem Garibaldi-Schwindel bei Aspromonte mit leichter Mühe ein schnelles Ende gemacht hatte, waren hierher geeilt, um in Mexiko gegen uns Franzosen zu kämpfen. Es war dies zwar in höchstem Grade undankbar von diesen Italienern, denn wir französischen Soldaten des Kaisers Napoleon hatten die Oesterreicher aus der Lombardei vertrieben, was sämmtliche Freischaaren wahrhaftig mit ihrer eigenen Kraft nicht vermocht hätten, und durch unsere Hülfe war es allein gelungen, ein sogenanntes „Italia unita“ zu schaffen. Doch was frugen diese italienischen Demokraten hiernach und wie kann man überhaupt wohl Ehrgefühl und Dankbarkeit von einer solchen Klasse von Menschen erwarten. Unter diesen italienischen Offizieren, welche jetzt nach Puebla geeilt waren, befanden sich übrigens mehrere sehr geschickte Ingenieure, wie denn die Italiener in der Befestigungskunst häufig Bedeutendes leisten. So war denn Puebla sehr stark und gut befestigt und auch im Innern der Stadt waren Schanzen, Minen und Barrikaden auf eine sehr kunstverständige Weise angelegt worden. Außer diesen Italienern fochten auch mehrere Nordamerikaner, dann auch einzelne polnische und deutsche Demokraten, kurz Agenten der revolutionären Partei aus ganz Europa, in den Reihen der Mexikaner und suchten diese zum hartnädigsten Widerstand zu ermuthigen. Noch mochte dies immerhin geschehen;



hatte unser Kaiser Napoleon in Europa die ganze demokratische Partei geknebelt, so wollten wir hier in der neuen Welt auch schon mit deren Agenten und zersprengten Flüchtlingen fertig werden. Unsere französischen Fahnen sollten und mußten daher auch in Puebla de los Angeles wehen und waren wir mit Sebastopol zuletzt fertig geworden, so konnte uns hier der Sieg schließlich auch nicht fehlen. Zwar mußten einige hundert brave französische Soldaten hiebei ihr Leben opfern, allein der Ruhm unserer Armee ward dadurch doch noch mehr gesteigert, daß es uns gelang die Stadt trotz ihrer hartnäckigen Vertheidigung zu erstürmen, und wenn dies der Fall ist, haben wir stets Soldaten genug, um kein Opfer scheuen zu dürfen.

So begann denn unsere Belagerung und schließliche Erstürmung von Puebla, deren Details aus den Zeitungen genügend bekannt sind. Zuerst mußte unsere brave Artillerie die Hauptarbeit verrichten und sie that dies auf eine Weise, wie man solche von der französischen Artillerie schon gewohnt ist. Unsere Artilleristen hatten eine gute Schule vor Sebastopol gemacht, wie man stark befestigte Städte zusammenschießen müsse und zeigten jetzt, daß sie das dort Gelernte auch jetzt in Mexiko zu benutzen wußten. Es krachte und donnerte ganz gehörig, obgleich freilich dies Bombardement dem, was an einigen Tagen bei Sebastopol herrschte, nicht gleich kam. Solch gewaltiges Getöse, wie damals ertönte, habe ich niemals wieder gehört und werde es auch wohl schwerlich wieder hören. Bei unserer Artillerie vor Puebla thaten auch zwei preussische Offiziere als Volontaire

Dienst, deren Geschicklichkeit und Tapferkeit ich vielfach rühmen hörte. Ich kann nicht läugnen, daß mir überhaupt von allen Truppen, welche ich bei meinem wiederholten Aufenthalt in Deutschland sah, die preussischen bei Weitem am Besten gefallen haben und ich sie für besonders tüchtig halte, obgleich manches Steife und Gezwungene in ihrer Haltung uns französischen Offizieren bestrebend auffällt. Man merkt es den Preußen schon deutlich an, daß sie einer großen ruhmvollen Armee angehören und dies allein schon verleiht ihnen einen erhöhten Werth in meinen Augen.

Als dann unsere Batterien tüchtig vorgearbeitet und die Außenwerke so weit in Trümmer geschossen hatten, daß wir stürmen konnten, kamen auch wir Infanteristen noch recht gehörig daran. Die Soldaten meines Bataillons waren schon ganz ungeduldig geworden, als ob sie am Ende gar nicht am Sturme theilnehmen würden, ich beruhigte sie jedoch, daß sie noch ihr gehöriges Theil Arbeit bekommen würden. *Sacre dieu*, ich hatte mich auch nicht getäuscht und als wir in eine dieser engen Straßen von Puebla hineinstürmten und plötzlich vor einer hohen, kunstvoll aus Quadern erbauten Barrilade standen, bekamen wir einen sehr unangenehmen Empfang und manch guter Soldat, der schon auf vielen blutigen Schlachtfeldern für Frankreichs Ruhm gekämpft hatte, mußte hier aus dem Leben scheiden. Auch ich selbst erhielt einen Streifschuß in die Seite und dadurch meine fünfte Kriegswunde. Meine Kampflust war aber so aufgeregt, daß ich anfänglich auf diese leichte Wunde gar nicht achtete, bis mich ein Offizier auf das herunter tröpfelnde

Blut aufmerksam machte. Nun, es hatte nicht viel zu bedeuten. Einem todtten mexikanischen Offizier ward seine breite seidene Schärpe abgebunden und ein Quave band mir solche so fest um den Leib, daß das Bluten aufhörte und ich noch den ganzen Tag im Dienst bleiben konnte. Es war Henri le Capuzin, der mir mit vielgeübter Gewandtheit diesen Liebesdienst leistete. Leider sollte es der letzte sein, den mir der brave Bursche verrichtete. Schon am Morgen vor dem Ausrücken war er an mich herangetreten und hatte mir die Hand reichend gesagt. „Nun, mein Kommandant! ich will Sie zuletzt noch um Verzeihung gebeten haben, wenn ich Ihnen Verdruß gemacht, und danke herzlich für die Mühe, die Sie sich mit mir gegeben. Ohne Sie würde ich schon lange auf der Galeere gestorben sein“. Als ich ihn nun frug, weshalb er denn heute Morgen so feierlich sei, antwortete er: „Nah, mein Kommandant, weil es der letzte Sturm ist, den ich mitmachen werde. Sie sollen sehen, ich sterbe heute als braver Soldat.“

Ich hatte keine Zeit ihm zu antworten, denn in diesem Augenblick ertönten die Signale, daß wir Kolonne formiren und vormarschiren sollten. Bei dem Sturmangriff war ich zufällig in die Nähe von Henri gekommen und sah, daß er stets mit der Vorderste war und mit dem lauten Ruf „en avant — en avant camerades — vive l'empereur“ wüthend vorstürmte. Als die große Barrikade uns ein Hinderniß darbot, und wir einen Augenblick stuzten und gegen das heftige Feuer, welches wir aus allen Fenstern der Häuser erhielten, hinter den Ecken der Straßen Schutz

suchten, blieb Henri ohne die mindeste Deckung frei stehen und obgleich ihn die Kugeln von allen Seiten umpfiffen, schien er förmlich ihrer zu spotten. Einige schwere Schüsse aus unseren Batterien, hatten endlich die mächtige Barrikade so weit zerstört, daß wir versuchen konnten sie zu erstürmen. Wie ein gereizter Tiger sprang Henri unter dem lauten Ruf „vive l'empereur“ wieder vor und war der Erste, der auf der Barrikade stand. Da erhielt er einen Schuß durch die Brust, daß er zurücktaumelte. Er schien sich noch einmal wieder aufrasten zu wollen, rief mit letzter Kraft „en avant“ und brach dann todt zusammen. Schade um den braven Kerl und doch fand er eigentlich einen schönen beneidenswerthen Soldatentod und ward vielleicht dadurch von einem späteren traurigen Alter gerettet.

Als wir erst einmal die Hauptbarrikade erstürmt hatten, vermochten die Mexikaner nicht lange mehr Widerstand zu leisten. Zwar versuchten einzelne Trupps, größtentheils aus Fremden bestehend, sich uns noch entgegen zu werfen und hie und da kam es in den engen Straßen, ja selbst in den Höfen und Vorhallen und Gängen der großen Klöster noch zu einem erbitterten Handgemenge, allein die Einnahme der Stadt war schon unzweifelhaft. Ich socht persönlich noch mit einem großen, schönen, sehr gewandten Mann, seinem Aussehen und seiner Ausrufung nach einem Italiener, der mich mit äußerster Wuth angriff. Nun, umsonst bin ich kein vorzüglicher Fechter und meine treffliche bei der Alma eroberte Damascenerklinge that, wie schon so häufig der Fall gewesen, auch diesmal ihre Schuldigkeit wieder. So parirte

ich dann einen mächtigen Hieb, den der Italiener gegen mich führte, ziemlich leicht und stieß ihm dann meinen Säbel durch die Brust, daß er sogleich todt zusammenstürzte.

Wir trieben nun die Feinde immer heftiger vor uns her, ihr Widerstand wurde immer schwächer, Tausende von Gefangenen wurden gemacht, andere ungeordnete Haufen stürzten sich in wilder Flucht aus der Stadt um sich zu retten, und wurden dabei häufig von den nachsetzenden Chasseurs d'Afrique niedergehauen oder gefangen genommen und so war denn nach mehrstündigem Kampfe Puebla de los Angeles von uns erobert und die Tricolorsfahne konnte auf dem Thurme der schönen und großen Kathedrale der Stadt aufgezogen werden. Hurrah, das war denn wieder ein prächtiger Anblick, der das Herz jedes französischen Soldaten mit Recht erfreuen mußte und um den Preis von einigen hundert Todten und Verwundeten, welche uns diese Eroberung gekostet hatte, fürwahr nicht zu theuer erkauft worden. Wie ich später hörte, hat der Kaiser Napoleon seine hohe Gemahlin Eugenie zu ihrem Namenstage mit der Nachricht von der Eroberung von Puebla überrascht und eine seltene rothe Rosenart, die gerade an diesem Tage in den kaiserlichen Gärten zuerst aufblühte, hat den Namen der „Rose von Puebla“ erhalten. So etwas kann uns Soldaten schon erfreuen und wir haben den aufrichtigen Wunsch, daß es uns noch recht oft vergönnt sein möge, die schöne Kaiserin an ihrem Namenstage durch die Nachricht eroberter Städte zu erfreuen.

Wir ruhten uns nun einige Tage in dem eroberten

Puebla aus und das Glück begünstigte mich, daß ich ein sehr angenehmes Quartier in dem Hause eines reichen Minenbesizers erhielt. Er hatte in seiner Jugend große Reisen in Deutschland gemacht und auch zwei Jahre auf der berühmten Bergschule in Freiberg Bergwissenschaft studirt, wie er denn überhaupt ein sehr gebildeter Mann war. Da ich, wie du weißt, von meinem 12.—16. Jahre ebenfalls in Dresden erzogen bin, so freute sich dieser Mann ungemein, mit mir über Deutschland und gar über Dresden, für welche schöne Stadt er mit Recht eine besondere Vorliebe besaß, sprechen zu können. Wir sprachen auch mitunter deutsch mit einander und als ich zum Spaß einmal recht wie ein Dresdener Chaisenträger redete und ihm sagte: „Erlooben Sie mein gutes Härrchen umm hären See, das kann Ihne schon sagen, denn sähen See, daß weeiß ich selber niche. Ja das ist Sie schon wahre,“ konnte die kleine niedliche Frau des Bergwerksbesizers mit Lachen kaum aufhören. Nun, ein Juaven-Kommandant, der sächsisch spricht, mag auch wohl eine sehr komische Erscheinung gewesen sein, die nicht häufig vorkommt. Diese Frau war eine geborene Andalusierin und obgleich sie schon über die Jahre hinweg war, in denen die schnell verblühenden Spanierinnen noch hübsch zu sein pflegen, so hatte sie doch die lebhaftesten dunklen Augen, die kleinsten Füße und die schwärzesten Haare, welche ich jemals gesehen habe und mußte in ihrer Jugend überhaupt ein wahrer Engel gewesen sein. Es war in diesem Hause alles sehr geschmackvoll, reinlich und bequem eingerichtet und man sah, daß der Besizer nicht allein ein reicher, sondern auch sehr

gebildeter Mann war. Ich wäre gerne noch längere Zeit in diesem, in jeder Hinsicht so vortrefflichen Quartier geblieben, doch des Soldaten Schicksal im Felde ist ja kommen und Scheiden und seinen eigenen Willen darf er nie befragen, sondern muß nur fremden Befehlen folgen.

Mit dem Fall von Puebla war die eigentliche Widerstandskraft der Juarezschen Partei gebrochen; sie versuchte nun nicht mehr sich in größeren Massen uns entgegen zu werfen und was nun folgte, war eigentlich nur noch eine Reihe mehr oder minder blutiger Guerilleros-Gefechte. Ebenso wie die Truppen des Königs Victor Emanuel noch auf eine lange Reihe von Jahren hin mit den Brigantinis im Neapolitanischen sich werden umherplagen müssen, werden die Soldaten des neuen Kaisers von Mexiko zu thun haben, das Gefindel der Guerilleros auszurotten.

Wir glaubten, die Banden des Juarez würden wenigstens den Versuch machen, uns den Weg von Puebla nach Mexiko zu erschweren, allein wider alles Erwarten, geschah dies nicht. Unsere Kanonen und Bajonnette hatten ihnen einen zu großen Respekt beigebracht, als daß sie es noch fernerhin gewagt, sich uns im offenen Kampfe zu widersetzen. So hat denn mein Bataillon bis zu unserem Triumpheinzug in der Stadt Mexiko, keinen Schuß mehr gethan und meine Soldaten konnten ihre lebhafteste Kampflust nicht mehr befriedigen.

Ich habe in meinem Leben sehr viele schöne Städte gesehen, selten aber wurde mein Auge durch einen prachtvolleren Anblick erfreut, als wie ihn die Stadt Mexiko dar-

bietet, wenn man sie zuerst von der Kruppe eines Hügels erblickt. Es ist ein großes, breites, in der üppigsten Vegetation des Südens prangendes Thal, rings umschlossen von hohen, in den malerischsten Formen ihre vielzadigen Häupter in den blauen Himmel erhebenden Bergen, welches man vor sich sieht, zwar sind die großen Seen, welche Mexiko früher umgaben, jetzt größtentheils abgelassen und in grünende und blühende Felder verwandelt, allein es ist immer noch genug Wasser in klaren mäandrisch geschlängelten Flüssen und großen Weihern vorhanden, als daß man dessen belebenden Anblick entbehren müßte. Kennt man doch mit Recht das Wasser das Auge der Landschaft und kann ich wenigstens für meine Person gar keine Landschaft, und sei sie auch sonst noch so großartig, anziehend finden, wenn solche des Wassers gänzlich entbehren muß. Mitten in diesem grünen üppigen Thale liegt nun die alte großartige Stadt Mexiko. Die hohen Kuppeln und Thürme der vielen großen Kirchen und Klöster, welche die Stadt besetzt und die langen Reihen stolzer Paläste, die noch aus der früheren alten guten Zeit der spanischen Herrschaft, wo Ruhe und Ordnung und daher Fleiß und Wohlstand im Lande herrschte, herkommen, verleihen Mexiko, besonders aus der Ferne, ein großartiges Ansehen. Man glaubt eine jener früher so stolzen und in der Neuzeit so heruntergelommenen spanischen oder italienischen Städte, wie Barcellona, Sevilla oder Padua, vor sich zu sehen. Freilich im Inneren des Orts ist viel Verfall, Schmutz und Armuth, und man sieht überall wie nicht allein der Staat, sondern auch die Stadt Mexiko in all und jeder Hinsicht



heruntergekommen sind, seit sie das Unglück hatten, daß die sogenannte republikanische Staatsform in ihnen ihr Umwesen trieb und dadurch, wie dies in allen Republiken stets der Fall sein wird, ehrgeizige Abenteurer, intrigante Demagogen und ähnliches Gefindel ihr freches Spiel treiben konnte.

Es war ein so stolzer Anblick für uns französische Soldaten, als wir die im goldenen Abendsonnenschein vor uns funkeln den Thürme und Zinnen der Hauptstadt Mexiko zuerst vor uns liegen sahen, daß meine Zuaven wie von selbst, in ein lautes wiederholtes Jubelgeschrei ausbrachen. So hatte unsere Kraft, Ausdauer und Tapferkeit denn abermals ein hohes Ziel erreicht und fern vom schönen Frankreich und durch des Oceans weite Fläche vom Vaterland getrennt, hatten wir auf unseres Kaisers Befehl die Hauptstadt eines Reiches, was an Areal größer als ganz Italien ist, erobert. Und dergleichen Anblick einer besiegten Stadt hatte ich nun schon öfters in Algerien, dann vor Sebastopol, Mailand und Peking in China genossen.

Schon am ersten Abend, als wir in die weite Thalebene von Mexiko hineinmarschirten und noch einige Leguas vor den Thoren der Stadt unser Lager aufschlugen, kamen zahlreiche Einwohner der höheren Stände zu uns und baten, daß wir unseren Einmarsch doch beeilen möchten, weil sie eine Plünderung durch die Leperos, wie die besitzlosen Gänsesteher und Bummel, von denen Mexiko viele Tausende enthält, fürchteten. Die Schilderung, welche alle diese Männer von der Anarchie und zugleich Despotie, die in letzter Zeit

unter dem sogenannten Präsidenten Juarez in der Stadt geherrscht hatten, uns machten, war sehr lebendig und trug dabei ganz den Stempel der strengen Wahrheit. Raub und Plünderungen aller Art, willkürliche Besteuerungen aller Besitzenden, unter dem Vorwand, daß sie zur reactionären Partei gehörten, und Einkerkelungen politisch mißliebiger Personen, alles im Namen des Fortschritts und der Freiheit, waren ganz an der Tagesordnung gewesen. Juarez und das Gefindel, aus dem er seine treuesten und eifrigsten Anhänger nahm, hatten ganz nach Lust und Belieben geschaltet und gewaltet und natürlich ihren Privatvortheil dabei am besten gewahrt. Es waren in Mexiko ganz die gleichen Zustände gewesen, wie solche in Frankreich im Jahre 1848 schon zu herrschen anfangen und sicherlich noch weiter um sich gegriffen hätten, wenn nicht unser Kaiser Napoleon im Dezember 1851 der ganzen Schwindelei ein kräftiges Ende gemacht hätte, und wie ihr in Deutschland in den tollen Jahren 1848 und 1849 solche ebenfalls erhalten hätten, wenn nicht glücklicher Weise noch gerade zur rechten Zeit der alte Wrangel in Berlin und Fürst Windischgrätz in Wien eure Straßendemokraten gehörig auf die Finger klopfen. Kein Wunder daher, daß unter solchen Umständen fast die ganze besitzende Klasse in Mexiko den Einzug unserer Truppen mit einem Jubel begrüßte, wie solcher gar nicht größer und aufrichtiger gedacht werden konnte. Was eine dankbare Bevölkerung nur alles ersinnen kann, wenn eine Befreiungsarmee in ihren Mauern einzieht, das geschah von den Mexikanern bei dem feierlichen Triumphmarsch unserer

Wiedee. Aus dem Tagebuch eines franz. Offiziers. 9

Truppen. Es soll ein förmlicher Freudenrausch gewesen sein, der Alt und Jung, Weib und Mann an diesem schönen, in der Geschichte Mexikos glorreich dastehenden Tage ergriffen hatte. Leider war es mir nicht vergönnt, ein persönlicher Augenzeuge des feierlichen Einmarsches unserer Truppen in Mexiko zu sein. Es hatten sich noch einige Banden, die in der letzten Zeit in der Hauptstadt selbst ihr Unwesen getrieben, in die Umgegend geflüchtet, um dort im Namen der Freiheit zu plündern und zu morden und ich erhielt den Befehl mit einem Streifkommando von einigen hundert Infanteristen und Kavalleristen umherzuziehen, um dies Gesindel auseinanderzujagen. So marschirte ich denn an dem Morgen, als unser Korps aufbrach, um in die befreite Hauptstadt unter dem feierlichen Geläute aller Glocken und dem jubelnden Rufe des Volkes einzumarschiren, zuerst nach dem alten großen Schlosse Chapultepec mit seinem prächtigen Park, was früher von den Vizekönigen als Sommerresidenz benützt wurde. War Alles hier jetzt auch auf das Neueste verwahrloßt und halb zerfallen, so zeigte sich die Natur doch so großartig und der Park war besonders so reich an hohen Bäumen des prachtvollsten Wuchses, daß man noch deutlich erkennen konnte, wie schön es hier gewesen sein mußte. Besonders fielen die prachtvollen Cypressenbäume auf, welche eine Zierde dieses Parkes von Chapultepec bildeten. Es waren Bäume von solcher Größe des Wuchses, wie ich früher niemals geglaubt hatte, daß die Cypresse erhalten würde.

Unweit dieses früheren Lustschlosses holten wir noch eine Bande von 40—50 Strolchen ein, welche soeben im Begriff

gewesen waren, die Hacienda eines französischen Kaufmannes zu überfallen und auszuplündern. Die Juarezschen Anhänger sollen, wie es hieß, vor ihrer Flucht aus Mexiko alle Gefängnisse geöffnet und deren Insaßen freigelassen haben und man kann sich daher vorstellen, welch Gesindel sich jetzt umhertrieb. Von diesen Kerlen, welche wir hier auftrieben, ergaben sich ungefähr 15—20 sogleich ohne Weiteres und wurden alsbald an Händen und Füßen gefesselt. Ungefähr 20 Männer aber, die zu den verwegentsten der Bande gehörten, warfen sich in ein kleines Haus, vertammelten Thüren und Fenster, beantworteten unsere Aufforderung sich zu ergeben, mit Flintenschüssen, durch welche ein Juave leicht verwundet wurde und schienen sich auf eine hartnäckige Vertheidigung vorbereiten zu wollen. Ich kam ihnen aber bald zuvor und ließ das kleine, mit trockenen Schindeln leicht gedeckte Haus durch einige Brandraketen, welche in die Gewehre geladen wurden, in Flammen schießen. So mußten diese Räuber denn wohl aus dem brennenden Hause herauslaufen und ungefähr ein Duzend von ihnen wurde jetzt, als sie herausliefen, von meinen Soldaten ohne Weiteres zusammengeschossen, der Rest aber gefangen genommen. Auch den Anführer der Bande, einen Nestzen von wirklich riesengroßem Wuchs, nahmen wir gefangen, da ein Schuß im Fuß ihn zu Boden warf. Obgleich liegend und heftig blutend, wehrte sich dieser Kerl noch wie eine verzweifelte Raqe, die man in Sack stecken will, und biß einen Juaven sehr heftig in den Arm. Freilich bekam er von dem Gebissenen dafür einen Kolbenstoß in das Gesicht, daß gleich ein halbes

Duzend Zähne herausfielen und seine ohnehin nichts weniger als einnehmenden Züge sich vor Schmerz und Wuth noch mehr verzerrten. Ich habe überhaupt niemals einen Menschen gesehen, in dessen Gesicht Mordlust und Lasterhaftigkeit und jetzt dabei ein glühender Haß gegen uns sich so charakteristisch ausgeprägt zeigten, als wie dies bei diesem Mestizen der Fall war. Als es sich später bei dem Verhör, durch die Aussagen einiger anderer Kerle seiner Bande, herausstellte, daß er allein schon mindestens über 30 Mordthaten begangen hatte, wunderte ich mich nicht im Mindesten hierüber. Er wurde vom Kriegsgericht natürlich zum Tode verurtheilt und einige Stunden darauf schon erschossen. Auch bei der Execution betrug er sich noch wild und unbändig und die Zuaven mußten ihn mit Händen und Füßen an einen dicken Cypressenstamm anbinden, um sicher nach ihm zielen zu können.

Fast an 3 Wochen mußte ich noch unaufhörlich in der nahen und fernen Umgebung von Mexiko umherstreifen, ohne die Stadt auch nur auf eine Stunde mit meinem Fuße betreten zu können. Wir fanden noch häufig kleinere und größere Banden der Suarezschen Partei, größtentheils aus alten Verbrechern und Laugenichtsen der Hauptstadt bestehend, und nahmen solche gefangen oder schoßen sie, wenn sie sich zu widersetzen wagten, zusammen. In meinem ganzen Leben habe ich niemals eine solche Menge von Galgengeichtern und Kerlen, an denen jeder Zoll ihre Bestienhaftigkeit zeigte, zusammengesehen, als dies bei diesem Streifkommando der Fall war. Ich hatte oft einige Duzend Kerle, Creolen,

Mulatten, Mexizgen, Indianer und Europäer, alles bunt durcheinander, in meiner Gewalt, die selbst in jedem europäischen Zuchthause noch durch die Scheußlichkeit ihres Aussehens Erstaunen erregt haben würden. Wahrhaftig, was für Menschen läßt doch der liebe Gott in seiner sonst so schönen Welt umherlaufen.

Meine Kameraden hatten sich schon in der Stadt Mexiko ganz häuslich eingerichtet, als ich endlich von meinem Streifkommando abgelöst wurde und auch in die Residenzstadt einzürücken durfte. So sehr ich auch mit Leib und Seel Soldat bin, und das Leben im Felde mit aller seiner Aufregung und Abwechslung liebe, so freute ich mich jetzt doch nicht wenig darauf, einige Wochen im dolce far niente in Mexiko verbringen zu dürfen. Fürwahr die Stadt ist in ihrem Inneren eben so schön und anziehend, als ihre Lage anmuthig und ihr Aeußeres großartig ist. Ich wüßte in der That in Europa wenige Orte, in denen ich einige Jahre lieber wohnen möchte — wenn ein ruhiges Leben überhaupt mein Wunsch wäre, was glücklicher Weise bisher noch nicht der Fall ist, als in Mexiko. Nur eine volle Börse muß man hier haben, denn wenn auch die eigentlichen materiellen Bedürfnisse ziemlich wohlfeil sind, so haben doch alle Vergnügungen und besonders Luxusartikel einen ungemein hohen Preis und in den Läden, Restaurationen und Hotels ist es entschieden theurer als in Paris.

Das Glück wollte mir wohl und ich bekam ein recht angenehmes Quartier in der prachtvollen „Calle de los Plateros“ der Hauptstraße von Mexiko. Zwar war das Zimmer

kühl und besaß einen Ueberfluß von Mangel aller Mobilien. Ich konnte fürwahr singen: „ein Tischchen, ein Stühlchen, ein Bettchen, was braucht man mehr um glücklich zu sein,“ denn weitere Mobilien besaß mein großes Parterrezimmer, in dem zur Noth eine ganze Kompagnie in der Friedensstärke manches kleinen deutschen Kontingents, sich hätte aufstellen können, nicht. Was kümmerte mich aber dies Alles, entdeckte ich doch bald in dem Hause einen Magnet, der eine ungleich größere Anziehungskraft für mich besaß, als alle noch so prächtig aufgeputzten Vouboirs dies je vermocht hätten. Dies war nämlich eine jüngere Schwester meiner Wirthin, die noch sehr jung an einen alten reichen Minenbesitzer, der es jetzt für gut hielt, sich aus politischen Rücksichten einige Zeit aus der Hauptstadt zu entfernen, verheirathet war. Parbleu, besser hätte ich es gar nicht treffen können, denn ich hielt es natürlich sogleich für meine Pflicht, die reizende kleine Wittve in ihrer Einsamkeit zu trösten und ihr Herzlein mit Sturm einzunehmen. Eheliche Untreue gehört nun einmal zu den Lebensgewohnheiten der meisten Mexikanerinnen der höheren Stände, die gewöhnlich des Geldes wegen an alle ihnen höchst gleichgültige Ehemänner verheirathet werden und so hatte ich denn auch nicht allzu viele Mühe die Liebe der kleinen Juanita zu gewinnen. Es war ein reizendes Weibchen, mit Perlenzähnen in dem rothgen, ganz wie zum Küssen geschaffenen Munde und dunklen Augen, die schon feurige Liebesstrahlen auszusenden vermochten. Wir verlebten der schönen, süßen Schäferstunden gar viele und Juanita zeigte mir durch die That, daß auch

die Damen in Mexiko ebenso feurig zu lieben wissen, als ich dies bereits in Frankreich, Algier und Italien und allen sonstigen Ländern, in denen ich schon gewesen war, erfahren hatte. Doch wo findet Gott Amor nicht gelehrige Schülerinnen? Zeigt er doch seine Alles überwältigende Macht unter den Weibern der Eskimos, wie unter den Hottentottinnen. Müssen doch oft selbst eure spröden, wohlgezogenen, zimperlichen jungen Mädchen in den norddeutschen Honoratiorenfamilien, die es äußerlich für ihre Pflicht halten, auf der Straße schon zehn Schritte vorher die Auglein niederzuschlagen, wenn nur ein Mann sich ihnen nähert, und alle Neben nur mit einem verlegenen Ja und Nein zu beantworten, im Geheimen seiner Macht unterliegen.

Ich wandte meine Zeit in Mexiko aber nicht allein an, um mit der kleinen reizenden Juanita zu tosen, obgleich mir manch schöne Stunde dabei wie im Fluge verstrich, sondern war auch sonst viel auf den Straßen und an allen öffentlichen Vergnügungsorten. Wirklich es ist eine schöne glänzende Residenz, würdig eines so alten stolzen, reichen Landes, wie ursprünglich das spanische Vicekönigreich Mexiko gewesen sein soll, zwar ist auch hier Stillstand ja selbst Verfall überall sichtbar, und man bemerkt in Allem und Jedem, wie sehr das Land zurückgegangen ist, seit es das Unglück hatte, eine Republik und somit ein Sitz der Anarchie zu sein, allein selbst die Spuren der früheren Größe sind noch interessant. Hat das Land Mexiko jetzt nur auf einige Decennien Ruhe, Ordnung und Gesetzmäßigkeit unter einer klugen, aufgeklärten, dabei aber, wenn es sein muß, rücksichtslos energischen



Regierung, so muß es entschieden eins der schönsten Reiche der alten wie neuen Welt werden; diese Ueberzeugung gewinne ich immer mehr und mehr.

Wirklich prachtvolle Plätze und große Straßen mit Gebäuden, welche der altspanischen Baukunst die größte Ehre machen, sieht man hier. Ein besonders schönes Gebäude ist die große Kathedrale, die selbst in Frankreich und Italien durch ihre Bauart mit Recht Aufsehen machen würde. Auch unter den sonstigen vielen Kirchen, mit denen die Stadt fast überreichlich versehen ist, gibt es viele schöne und sehenswerthe Gebäude. Sehr groß ist auch der Regierungspalast, wie denn auch der Placa-mayor für jede europäische Stadt zur Zierde gereichen würde. Daß es an zahllosen Klöstern, oft wirklich großartigen Gebäuden, die von den kolossalen Reichthümern der Orden, welche sie gestiftet haben, Zeugniß ablegen, nicht fehlt, bedarf in Mexiko kaum noch der Erwähnung. Auch an schwarzen, braunen, grauen, weißen und violetten Kuttenträgern fehlt es hier nicht und ganze Bataillone von Pfaffen aller Art laufen auf den Straßen umher. Diese vielen überflüssigen Geistlichen zu vermindern wird eine harte Arbeit sein, doch muß eine Regierung sehr vorsichtig in allem, was das Priestertum anbetrifft, auftreten. Ueber die Hälfte aller unehelichen Kinder, welche in Mexiko in großer Zahl geboren werden, sollen Pfaffen zu Vätern haben.

Da seit der Anwesenheit der französischen Truppen Ruhe, Ordnung und Sicherheit in der Hauptstadt herrschten, was alles deren Bewohner, seit Juarez sein Unwesen dort trieb,

gänglich hatten entbehren müssen, so lehrten auch allmählich wieder manche wohlhabende Familien, welche nach Havanna, Nordamerika oder auch nach Europa geflüchtet gewesen waren, zurück. So sah man denn, Tag für Tag auf den Straßen, Plätzen und Promenaden eine immer größere Lebhaftigkeit. Man erblickte viele gut gekleidete Herren, oft auf sehr edlen, mit mexikanischem Zaum und Sattelzeug reich aufgeputzten Rossen courbettirend, die Zahl schöner und eleganter Damen, die besonders viel auf der Alameda spazieren führen, oder in die Kirchen eilten, dort das fromme Geschäft des Betens mit dem zwar minder heiligen aber oft angenehmeren des Kolettirens und verliebten Intriguirens mit galanten Herren zu verbinden, vermehrte sich und auch das Rasseln der Equipagen auf dem Straßenpflaster ward fast täglich immer häufiger. Dazu sah man häufig die Kolonnen unserer marschirenden Infanterie verschiedener Waffen, und der helle Klang unserer französischen Trommeln mischte sich mit den Tönen der Signalhörner der Chasseurs à pied oder dem Trompetengeschmetter der Chasseurs d'Afrique. Auch das dumpfe Gedröhne, welches eine dahinfahrende Batterie Artillerie verursacht, ward häufig vernehmbar. Wir mußten den Mexikanern ja zu jeder Stunde möglichst vor die Augen führen, daß Mexiko nun eine französische Garnisonsstadt geworden sei und wir vollkommen die Mittel besäßen, um sie zu jeder Zeit in der gehörigen Ordnung zu halten. Unsere Truppenmacht imponirte der revolutionären Partei auch so gewaltig, daß in Mexiko selbst nicht die mindeste Ruhestörung irgend einer Art mehr vorfiel.

Mit Ruhe und Ordnung kehrten auch Handel und Wandel wieder zurück, wie dies stets der Fall sein wird. Man sah täglich fast neue Läden aller Art entstehen, und die schon vorhandenen vergrößerten sich oder man legte neue, besser sortirte Waaren, als früher der Fall gewesen war, vor die Ladenfenster. Lange Züge mit Waarenballen beladener Maulesel, von sonnverbrannten, zerlumpten, aber dabei sehr malerisch aussehenden Arrieros geführt, kamen täglich in die Thore und da auch in der nächsten Umgebung Ruhe und Sicherheit wieder hergestellt waren, so mehrte sich auch die Zufuhr von Lebensmitteln. Manche neue Handwerker und Kaufleute, besonders Franzosen, aber auch Deutsche, etablirten sich jetzt, wo sie auf Ruhe und sicheren Schutz ihrer friedlichen Thätigkeit hoffen durften und man berechnet, daß in den ersten drei Monaten der französischen Occupation sich die Stadt Mexiko allein um 15000 Einwohner vermehrt habe. So verdankt nicht allein Paris und Frankreich, sondern in der neuen Welt auch Mexiko der Energie des Kaisers Napoleon die Wiederherstellung der Ordnung und dadurch das Ausblühen jeglicher friedlichen Thätigkeit. Noch nach vielen Generationen wird man in Mexiko den Namen Napoleon des III. als den größten Wohlthäter des Landes preisen.

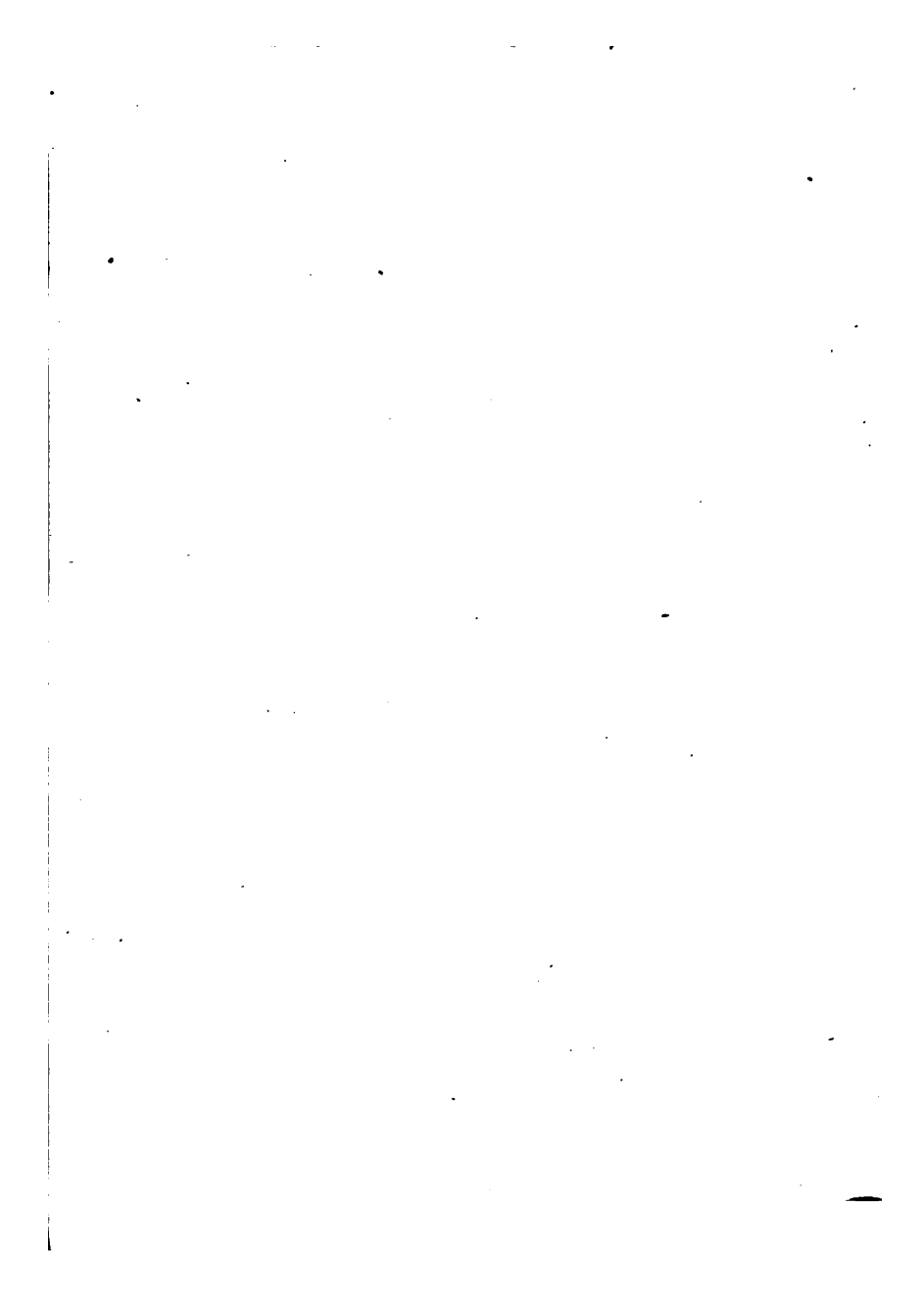
Ungefähr vier sehr angenehme Monate durfte ich in der Stadt Mexiko selbst verleben, dann erhielt ich Befehl, mich einem fliegenden Korps anzuschließen, was das Innere des Landes von den Ueberbleibseln der Juarezschen Partei reinigen sollte. Das ungeheure Gebiet mit seinen endlosen

Prairien, zerklüfteten Gebirgen und fast unurchbringlichen Urwäldern erleichtert es einzelnen Guerilleros-Banden ungemein, ihr Unwesen fortzutreiben und bis überall Ruhe und Sicherheit hergestellt sein wird, dürften immerhin noch einige Jahre vergehen. So wird es den Truppen des neuen Kaisers nicht an Gelegenheit zur kriegerischen Thätigkeit fehlen und sie werden noch gar manche Expeditionen unternehmen müssen. Die Hauptsache ist und bleibt aber schon gethan und wir französischen Soldaten haben das Verdienst davon.

Das nächste Mal werde ich hoffentlich meine Tagebücher von den Ufern des stillen Oceans absenden können. Bis dahin lebewohl.









This book should be returned to  
the Library on or before the last date  
stamped below.

A fine of five cents a day is incurred  
by retaining it beyond the specified  
time.

Please return promptly.